

Robert B. Parker

**Spenser und das
gestohlene** Ein Roman
mit Spenser
Manuskript



Ullstein Krimi

Robert B. Parker

**Spenser und das
gestohlene Manuskript**

Kriminalroman mit Spenser

Mit einem Nachwort
von Jochen Schmidt

Ullstein Krimi

Ullstein Krimi
Lektorat: Georg Schmidt
Ullstein Buch Nr. 10236
im Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M – Berlin
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The Godwulf Manuscript



Übersetzung: Angelika Haug
Mit freundlicher Genehmigung des Scherz Verlages
Neuaufgabe des Scherz-Krimi 551
Umschlagentwurf: Atelier Noth & Hauer, Berlin
Foto-Graphik: Welfhard Kraiker & Karin Szekessy
© 1973 by Robert B. Parker
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 1988
Gesamtherstellung: Ebner Ulm
ISBN 3 548 10236 0
Juli 1988 11.-13. Tsd.

Unerwartet steht Spenser im Dienste der Wissenschaft: Er soll der Universitätsbibliothek ein gestohlenen Manuskript aus dem 14. Jahrhundert zurückbringen. Dabei stößt er auf eine radikale Studentengruppe und Terry, die hübsche Sekretärin der Gruppe, zeigt ihm die Zähne. Doch eines Nachts bittet sie Spenser um Hilfe. Spenser sagt ja – und plötzlich sind alle gegen ihn: die Polizei, die Universität und das Syndikat...

Dies ist der erste Spenser-Roman, den Robert B. Parker geschrieben hat. Bei seinem Erscheinen erregte es sofort große Aufmerksamkeit bei Kritik und Leserschaft. Heute gehört er zu den wichtigsten und prominentesten Autoren des modernen Kriminalromans.

»Robert B. Parker hat einen festen Platz in der Kriminalliteratur neben Hammett, Chandler und Ross McDonald.«

The Boston Globe

1

Das Büro des Universitätsrektors sah aus wie der Salon eines erfolgreichen viktorianischen Freudenhauses. Wandtäfelung aus dunkelbraunem Walnuß. Zierlich gemusterte Vorhänge an den Fenstern. Brauner Teppich. Möbel aus schwarzem Leder mit Messingbeschlägen. Das Büro war wesentlich schöner als die Vorlesungssäle. Vielleicht hätte ich doch besser eine Krawatte anziehen sollen. Der Rektor, Bradford W. Forbes, war wohlgenährt und hatte ein stark gerötetes Gesicht, ziemlich langes weißes Haar und buschige weiße Augenbrauen. Er trug einen maßgeschneiderten braunen Nadelstreifenanzug mit Weste. Eine goldene Uhrkette mit einem Phi-Beta-Kappa-Schlüssel schlang sich um seine beachtliche Mitte. Sein Hemd war aus gelbem Wollstoff. Die blaugelb gestreifte Krawatte aus Rips quoll über den Ausschnitt seiner Weste.

Während wir sprachen, drehte sich Forbes mit seinem Drehstuhl zum Fenster und betrachtete sein Spiegelbild in der Scheibe. Die ersten Schneeflocken blieben daran hängen, schmolzen und tropften auf das Fensterbrett aus weißem Ziegelstein. Ein grauer Novembertag. Typisch für Boston im Spätherbst. Aus diesem Grund sah Forbes Büro fröhlicher aus, als es sonst wahrscheinlich der Fall gewesen wäre. Er erzählte mir von dem hohen Maß an Verantwortung und Einfühlungsvermögen, das die Arbeit eines Rektors erfordere. Anscheinend gab es noch eine ganze Menge darüber zu sagen. Ich war seit zwanzig Minuten in dem Zimmer, und meine Augen begannen bereits zu flimmern. Ich fragte mich, ob ich

ihm sagen sollte, daß sein Büro wie ein Bordell aussah. Aber dann unterließ ich es doch.

»Verstehen Sie meine Lage, Mr. Spenser?« fragte er und drehte sich wieder zu mir um. Er beugte sich über den Schreibtisch und legte beide Handflächen darauf. Seine Nägel waren manikürt.

»Ja, Sir«, sagte ich. »Wir Detektive lesen in einem Menschen wie in einem Buch.« Forbes runzelte die Stirn. Dann sprach er weiter. »Mr. Spenser, es handelt sich um eine äußerst delikate Angelegenheit.« Er besah sich wieder in der Fensterscheibe. »Sie erfordert Zurückhaltung, Einfühlungsvermögen und eine Menge Berufserfahrung. Ich kenne die Leute nicht, die Sie normalerweise heranziehen, aber...«

Ich unterbrach ihn. »Mr. Forbes, auch ich habe ein College besucht. Ich bin nicht von gestern. Wenn ich eine heiße Spur verfolge, bin ich nicht mehr zu bremsen. Ich bin kein Akademiker, sondern Privatdetektiv. Haben Sie nun einen Auftrag für mich, oder polieren Sie lediglich Ihre Vorlesung für das neue Semester bei mir auf?«

Forbes holte tief Luft und atmete sie langsam durch die Nase aus.

»Staatsanwalt Frale erzählte uns bereits, daß Sie über Ihre eigenen Witze am lautesten lachen. Sag's ihm, Tower!« Tower trat von der Wand weg. Er holte seinen Schnellhefter hervor. Tower war groß und dünn. Mit seinem Pagenkopf glich er Prinz Eisenherz. Er trug Schnallenstiefel und einen braunen Gabardineanzug. Lässig stellte er einen Fuß auf den Stuhl und ließ den Ordner aufschnappen. »Carl Tower«, stellte er sich vor. »Leiter der Universitätspolizei. Vor vier Tagen wurde aus der Bibliothek das Godwulf-Manuskript gestohlen.«

»Was ist das?«

Forbes erklärte: »Es handelt sich um ein von Mönchen handgeschriebenes Buch mit farbigen Illustrationen und roten

oder goldenen Zierrändern. Es ist lateinisch geschrieben und enthält eine Anspielung auf den englischen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, Richard Rolle. Es wurde vor 40 Jahren hinter einer Zierfassade der Godwulf-Abtei entdeckt. Wahrscheinlich hatten es die Mönche dort während der Plünderung der Klöster versteckt, die dem Bruch Heinrichs VIII. mit Rom folgte.«

»Ach so! Ich verstehe.«

»Gut«, sagte Tower kurz. »Später werde ich Sie mit der Beschreibung und den Bildern vertraut machen. Jetzt wollen wir nur die allgemeinen Fakten klären. Heute morgen erhielt Rektor Forbes einen anonymen Anruf von jemandem, der vorgab, einer revolutionären Organisation anzugehören. Der Anrufer behauptete, im Besitz des Manuskriptes zu sein. Seine Organisation fordere 100000 Dollar Lösegeld.«

»Warum gehen Sie nicht darauf ein?«

»Wir haben keine 100000 Dollar, Mr. Spenser!« Ich sah mich um. »Vielleicht können Sie einen Teil des Zimmers als Parkplatz vermieten«, schlug ich vor. Forbes schloß zehn Sekunden lang die Augen, holte tief Luft und sprach dann weiter. »Alle Universitäten arbeiten momentan mit Verlust. Diese hier besonders. Sie ist zu groß und hat keinen bekannten Namen. Die wenigen Gönner, die wir haben, sind fast alle aus nicht so vermögenden Familien. Jedenfalls haben wir keine 100000 Dollar.« Ich sah Tower an. »Kann die Handschrift verhöckert werden?«

»Nein. Sie hat nur historischen und literarischen Wert. Der einzige Markt wäre ein anderes College, und dort würde man sie sofort erkennen.«

»Da ist noch ein Problem, Mr. Spenser«, mischte sich Forbes ein, »das Manuskript muß in einem klimatisierten Raum aufbewahrt werden, das heißt bei einer bestimmten Luftfeuchtigkeit. Es zerfällt, wenn es zu lange seinem Behälter

entnommen wird. Der Verlust wäre tragisch.« Forbes Stimme sackte beim letzten Satz ab. Er untersuchte einen Aschenfleck auf seinem Rockaufschlag. Dann sah er mir fest in die Augen. »Können wir mit Ihnen rechnen, Mr. Spenser? Können Sie es zurückholen?«

»Augenblicklich stehen die Chancen für den Dieb hervorragend.«

Hinter mir grunzte Tower. Forbes schaute so gequält, als habe er einen halben Wurm verschluckt. »Ich habe mich wohl verhöhrt«, sagte er.

»Ich bin siebenunddreißig Jahre alt und pleite, Dr. Forbes! Wenn Sie aber genügend Geld locker machen und Ihre Sprüche bei jemand anderem klopfen, werde ich tun, was ich kann.«

»So kommen wir nicht weiter«, meinte Tower. »Ich bringe ihn runter in mein Büro, Dr. Forbes, und zeige ihm alles. Ich kenne die Situation ja genau. Außerdem bin ich daran gewöhnt, mit Menschen wie ihm umzugehen.« Forbes nickte schweigend. Als wir sein Büro verließen, stand er mit auf dem Rücken verschränkten Händen vor dem Fenster und starrte hinaus auf den Schnee.

Das Verwaltungsgebäude bestand aus Backsteinen mit Kunststoffkacheln und Trennwänden aus Milchglasscheiben. Die Wände des Korridors waren in zweierlei Grüntönen gehalten. Towers Büro lag sechs Stockwerke unter Forbes Büro und war nicht viel größer als dessen Schreibtisch. Tower setzte sich, knabberte an seinem Bleistift und meinte: »Es ist unglaublich, wie Sie es verstehen, Ihre Kunden mit Ihrem Charme zu verzaubern, Spenser!« Ich saß ihm gegenüber und hielt den Mund. »Sicher«, sagte er, »der Alte ist ein harter Brocken, aber er hat ein Herz wie Butter.«

»Meinetwegen«, sagte ich. »Wenn ich einmal groß bin, möchte ich so sein wie er. Was ist jetzt mit dem Godwulf-Manuskript?«

»Richtig.« Er nahm einen Farbdruck aus dem Ordner und gab ihn mir. Ich sah ein sehr schön geschriebenes Buch, das geöffnet auf einem Tisch lag. Die Worte waren lateinisch. Auf den leuchtend roten oder goldenen Zierrändern waren Ritter, Löwen und ein Drache gezeichnet, der von einem Helden gerade mit einer Lanze durchbohrt wird. Der erste Buchstabe auf jeder Seite war besonders sorgfältig gemalt und in die Malereien der Zierränder mit einbezogen. »Das Manuskript wurde vor drei Nächten aus seinem Behälter in der Bibliothek genommen. Der Nachtwächter kam gegen zwei und vier Uhr in das Zimmer. Um vier Uhr fand er den Behälter leer vor. Aber er kann nicht mit Sicherheit sagen, ob das Manuskript um zwei Uhr noch da war. Möchten Sie mit ihm sprechen?«

»Nein«, antwortete ich. »Das ist eine Routineangelegenheit. Sie oder die Bullen können das genauso gut machen. Haben Sie einen Verdacht?«

»SGDKA!«

»SGDKA?«

»Studentenvereinigung gegen die kapitalistische Ausbeutung. Eine revolutionäre Organisation im linken Flügel der Universität.«

»Haben Sie einen Informanten?«

»Nein, aber einige Kontaktpersonen. Das meiste beruht nur auf Vermutungen. Es würde zu ihnen passen. Ich arbeite seit fünf Jahren hier und habe viele Radikale kennengelernt. Habe eine Art siebten Sinn für sie entwickelt.«

»So wie der frühere Chef?«

»Hoover? Nein, er ist einer der Gründe, weshalb ich den Geheimdienst quittierte habe. Er war einmal ein hervorragender Polizist. Aber seine große Zeit war schon vorbei, bevor er

starb. Ich kenne die Radikalen zu gut, um sie nicht einschätzen zu können. Und ich kann es ihnen nicht einmal übelnehmen, wenn sie sich über gewisse Dinge aufregen. Wir leben nicht gerade in einer heilen Welt.« Er sah aus dem Fenster auf den geteerten Schulhof. Der Matsch bildete kleine Muster, wenn die Jugendlichen hindurchstapften. Ein dünner kahler Baum lehnte sich an einen Stützpfehl.

»Wo finde ich die SGDKA? Haben sie ein Klubhaus mit Collegewimpeln? Einen Plattenspieler, der den ganzen Tag Pat-Boone-Platten dudelt?«

»Kaum«, sagte Tower. »Das beste wäre, Sie würden mit der Sekretärin, Terry Orchard, sprechen. Sie ist eine der Vernünftigeren.«

»Wo finde ich sie?«

Tower drückte auf einen Knopf der Sprechanlage und fragte nach der SGDKA-Akte.

»Wir legen von jeder Organisation eine Akte an. Wir machen bei der SGDKA keine Ausnahme.«

»Ich wette, daß die Akte über den Paul-Newman-Klub dicker ist«, sagte ich ironisch.

»Okay«, sagte Tower, »wir nehmen von der einen Organisation mehr Notiz als von der andren. Aber wir verfolgen niemanden.«

Die Tür öffnete sich. Eine geschäftige Studentin in hohen weißen Stiefeln kam herein. Sie trug ein rosafarbenes Etwas aus Wildleder. Zu kurz für einen Rock und zu lang für einen Gürtel. Ihre Oberschenkel waren ein wenig zu füllig. Aber vielleicht dachte sie dasselbe von mir. Sie legte einen dicken braunen Aktenordner auf Towers Schreibtisch und musterte mich wie ein Gebrauchtwagenhändler ein günstiges Angebot. Dann ging sie.

»Wer war das?« fragte ich. »Die Vorsteherin des Mädchenheimes?«

Tower wühlte in seiner Akte. Er nahm ein maschinenbeschriebenes Blatt heraus.

»Hier«, sagte er. Es war eine Aktennotiz über Terry Orchard. Heimatadresse: Newton, Massachusetts. College-Adresse: Keine. Ohne Wohnsitz. »Ohne Wohnsitz?« fragte ich.

»Ja, sie treibt sich in der Gegend herum. Meistens lebt sie mit einem Burschen namens Dennis Powell zusammen. Man könnte ihn als Sprecher der SGDKA bezeichnen. Einige Male lebte sie auch bei einem Mädchen in der Hemenway Street. Connelly, Catherine Connelly. Steht alles hier in der Akte.«

»Ja, und die Akte ist ein Jahr alt.«

»Die wirklich romantischen Radikalen sehen sich gern als Streuner. Sie schlafen mal hier, mal dort. Auf Fußböden und Matratzen. Weiß der Himmel, wo sonst noch überall. Das beste wäre, wenn Sie das Mädchen nach Schluß der Vorlesung erwischen könnten.«

Er drückte wieder auf den Knopf der Sprechanlage. Herein kam Rotrückchen.

»Besorgen Sie mir Terry Orchards Vorlesungsplan, Brenda.« Sein Ton war streng geschäftlich. Kein Wunder, daß er es zehn Jahre beim Geheimdienst ausgehalten hatte. Sie kam in weniger als fünf Minuten damit zurück. Terry hatte gerade eine Vorlesung in Psychologie. Thema war das Problem der Verdrängung. Die Vorlesung endete erst um drei Uhr in der Hardin-Halle. Jetzt war es 2.35 Uhr. »Bild?« fragte ich Tower.

»Hier«, sagte er. Er sah auf seine massive Uhr mit dem breiten Armband aus Schlangenleder. Sie zeigte nicht nur die Zeit, sondern auch den Luftdruck und die Mondphasen an.

»Drei Uhr«, sagte er. »Noch viel Zeit. Die Hardin-Halle ist zwei Block weiter. Nehmen Sie den Aufzug bis zum vierten Stock. Zimmer 409 ist dann die zweite Tür links.« Ich sah mir das Bild an. Es war nicht besonders gut. Sicher ein Paßfoto. Sie hatte ein eckiges Gesicht mit ziemlich vollen Lippen. Das

Haar trug sie streng aus dem Gesicht gekämmt. Sie sah älter aus als die zwanzig Jahre, die ihre Personalakte verrieten. Aber die meisten Menschen sehen auf Paßfotos älter aus.

»Okay«, sagte ich. »Ich werde sie abpassen. Wie steht es übrigens mit dem Vorschuß? Als Forbes mir erzählte, wie schlecht es Ihnen hier geht, wurde mir flau.«

»Sie bekommen ihn von unserer Buchhaltung. Eine Woche im voraus.«

»Gebongt«, sagte ich. Wir schüttelten uns die Hände. Ich ging.

Die Korridore füllten sich mit Studenten, die in eine andere Vorlesung gingen. Ich schlenderte über den Schulhof. Der dünne Baum war nicht so einsam, wie ich zuerst gedacht hatte. Fünf ebenso dünne Artgenossen waren geometrisch um den Schulhof angeordnet. Drei Seiten des Hofes wurden von den grauweißen Backsteingebäuden begrenzt. Von jedem führten Treppen zu den vielen Vorlesungssälen hinauf. Die Gebäude waren völlig quadratisch, vier Stockwerke hoch, mit graugestrichenen Fensterrahmen. Die vierte Seite führte auf die Straße, an der Züge vorbeirumpelten. Unter einem der Bäume saßen ein Junge und ein Mädchen dicht nebeneinander. Er trug leichte schwarze Schuhe und braune Socken, verwaschene Jeans und eine verfärbte Jacke mit den Streifen eines Sergeanten, dem Wappen der 7. Division und dem Namensschild Gagliano. Sein dichtes schwarzes Haar im Afro-Look sproß in die Höhe. An den rosaroten Gläsern seiner goldumrandeten Brille blieben Schneeflocken hängen.

Das Mädchen trug einen Hosenanzug und eine gesteppte Parka darüber. An ihren Füßen steckten Wanderstiefel aus blauem Wildleder. Ihr blondes Haar hing kerzengerade bis zur Taille herunter und wurde von einem Lederband aus der Stirn gehalten. Ich fragte mich, ob es ein Zeichen zunehmenden

Alters sei, wenn man keine Lust mehr hat, sich im Schnee herumzuknutschen.

Ein Negerjunge mit einem Borsalino schlenderte über den Hof. Sein bodenlanger Ledermantel stand offen. Ein Fu-Manchu-Bart lief von den Mundwinkeln zum Kinn hinunter. Zwei Jugendliche in Klubhemden wechselten im Vorübergehen Blicke. Eine Farbige mit Angela-Davis-Haarschnitt ließ eine leichte Parfümwolke hinter sich. Ich ging in die Hardin-Halle, das dritte Gebäude auf dem Schulhof. Der Fahrstuhl, der mich zum vierten Stock brachte, war mit obszönen Schriften bedeckt. Raum 409 hatte wie alle anderen Vorlesungssäle eine Eichentür mit einem Glasfenster. Es waren ungefähr vierzig junge Leute da. Vor ihnen saß eine Frau an einem Tisch. Sie trug ein dunkelbraunes Seidenkleid im Großmutter-Look mit tiefem Dekollete. Ihr schwarzes langes Haar wurde im Nacken von einer Goldspange zusammengehalten. Sie rauchte eine Pfeife mit einem gebogenen Stiel aus Bernstein. Sie sprach sehr lebhaft, und wenn sie gestikulierte, blitzten die Ringe an ihren Fingern auf. Einige Schüler machten Notizen und sahen aufmerksam auf. Andere hatten den Kopf auf den Schreibtisch gelegt und schlummerten vor sich hin.

Terry Orchard saß in der letzten Reihe und starrte aus dem Fenster. In ihrem verblichenen Jeansanzug und der ungebügelten Bluse glich sie den jungen Leuten, die ich vorher auf dem Schulhof gesehen hatte. Mit ihrem Pferdeschwanz sah sie aus wie ein Matrose aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sie hatte weder Make-up aufgelegt, noch trug sie irgendwelchen Schmuck. Sie war nicht so gebaut, daß ich ihre Formen aus dieser Entfernung hätte sehen können. Aber ich war überzeugt, daß sie keinen Büstenhalter trug. Es gibt junge Leute, die kaufen sich ihren Lumpen-Look mit ihrer eigenen Kreditkarte in einer Dior-Boutique.

Terry gehörte sicher nicht zu ihnen. Ihre Kleidung war gewiß in einem Jeans-Laden gekauft worden. Sie sah besser aus als auf dem Foto, aber nicht jünger.

Die Glocke läutete, und die Lehrerin hörte mitten im Satz auf. Sie nahm ihre Pfeife aus dem Mund, faltete ihre Notizen zusammen und verließ den Saal. Die Schüler folgten ihr. Terry war eine der ersten. »Entschuldigen Sie! Terry Orchard?«

»Ja?« In ihrer Stimme schwang weder Feindseligkeit noch Wärme.

»Mein Name ist Spenser. Ich würde Sie gern zum Mittagessen einladen.«

»Warum?«

»Nun, wie wär's damit? Ich bin Produzent in Hollywood und suche einen neuen Star.«

»Hauen Sie ab«, sagte sie, ohne mich anzusehen. »Was halten Sie davon? Wenn Sie nicht mitkommen, breche ich Ihnen beide Daumen. Und Sie werden nie mehr Billard spielen.«

Sie blieb stehen und sah mich an. »Was, zum Teufel, wollen Sie? Warum versuchen Sie es nicht einmal mit einer Tüte Bonbons in der Klosterschule nebenan?« Wir waren inzwischen in einem anderen Stockwerk und bogen in einen neuen Korridor ein. Ich holte meine Visitenkarte heraus und gab sie ihr.

»Mein Gott!« sagte sie. »Ein Schnüffler! Das ist vielleicht komisch. Werden Sie jetzt Ihren Revolver ziehen? Hat Sie mein Alter geschickt?«

»Miss Orchard, sehen Sie es von der positiven Seite! Sie bekommen ein Mittagessen umsonst. Anschließend können Sie Ihren Freunden alles erzählen und sich mit ihnen darüber halb totlachen. Ich meinerseits habe die Chance, einige Fragen an

Sie zu stellen. Wenn Sie mir antworten, dürfen Sie mit meinen Manschettenknöpfen spielen. Wenn Sie nicht antworten, bekommen Sie Ihr Mittagessen trotzdem. Wann hat man schon einmal Gelegenheit, mit einem Privatdetektiv zu speisen?«

»Ein Polizist ist ein Polizist«, sagte sie. »Ob Sie nun angestellt sind oder selbständig. Sie arbeiten für dieselben Leute.«

»Wenn Sie das nächste Mal in Schwierigkeiten sind, rufen Sie am besten einen Hippie.«

»Ach, verdammt, Sie wissen ganz genau...« Ich unterbrach sie. »Ich weiß verdammt genau, daß es angenehmer wäre, sich beim Mittagessen zu streiten. Meine Fingernägel sind sauber, und ich verspreche Ihnen, das Silberbesteck zu benutzen. Ich bezahle außerdem mit Geld, das ich vom Establishment bekommen habe. Eine einmalige Chance, es auszubeuten.«

Jetzt lächelte sie fast. »Okay«, sagte sie. »Gehen wir in die Kneipe. Sie werden mich in diesem Aufzug hineinlassen. Ich ziehe ohnehin nie etwas anderes an.«

Wir hatten inzwischen das Erdgeschoß erreicht und traten auf den Schulhof hinaus. Die Gebäude um die Universität waren aus alten roten Backsteinen. Die Straße entlang hatte sich eine Menge jener Geschäfte angesammelt, die man in der Nähe einer Universität immer findet: Buchläden, An- und Verkaufsgeschäfte, Pornoläden, Pizza- und Brathähnchenbuden und ein Softeisverkäufer. Der Pornoladen war größer als der Buchladen.

Die Kneipe war wahrscheinlich einmal eine Tankstelle gewesen. Das Wort »Bierschenke« stand in großen Goldbuchstaben an der Tür. Im Inneren dudelte eine Musikbox, lief ein Farbfernseher. In den Nischen standen dunkle Holztische und Stühle mit hohen Lehnen. An der einen Seite war eine Bar. Um diese Zeit noch leer. Eine Gruppe

junger Leute spielte an einem Tisch Karten. Ganz hinten flüsterte ein junger Mann mit einem Mädchen.

Terry Orchard und ich nahmen die zweite Nische. In die Tische waren mit Messern oder Bleistiften Initialen eingeritzt. »Können Sie etwas empfehlen?« fragte ich. »Das Corned beef ist recht gut«, sagte sie. Eine dicke, müde aussehende Bedienung schlurfte herbei, um die Bestellung aufzunehmen. Ich bestellte für uns beide Corned beef und Bier. Terry Orchard zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch durch die Nasenlöcher. »Wenn ich Bier trinke, machen Sie sich mitschuldig«, meinte sie. »Ich bin noch minderjährig.«

»Das macht nichts. Es gibt mir Gelegenheit, meine Verachtung für das Establishment zu demonstrieren.« Die Bedienung setzte zwei riesige Bierkrüge auf dem Tisch ab. »Ihre Sandwichs kommen gleich«, sagte sie. Terry nahm einen großen Schluck.

»Sie sind verhaftet«, sagte ich. Ihre Augen blitzten mich an. Dann lächelte sie plötzlich über den Rand des Bierkruges hinweg.

»Sie sind nicht halb so witzig, wie Sie glauben, Mr. Spenser. Aber Sie sind netter, als ich zuerst dachte. Was wollen Sie also wissen?«

»Ich suche das Godwulf-Manuskript. Der Universitätsrektor selbst ließ mich rufen. Er schilderte mir seine Fähigkeiten, verwirrte mich mit seiner Redekunst und beschwor mich, ihm zu helfen. Tower, der Sicherheitsbeamte, gab mir den Tip, mit Ihnen zu reden.«

»Was ist das Godwulf-Manuskript?«

»Ein Schriftstück aus dem vierzehnten Jahrhundert. Es lagerte in einem besonderen Raum der Bibliothek für Buchraritäten. Jetzt ist es verschwunden. Eine anonyme, revolutionäre Studentenorganisation verlangt Lösegeld dafür.«

»Warum dachte das Oberschwein, daß ich Ihnen helfen könnte?«

»Das Oberschwein vermutet, daß die SGDKA ihre Hände im Spiel hat. Und Sie sind schließlich die Sekretärin dieser Organisation.«

»Warum soll es ausgerechnet die SGDKA gestohlen haben?«

»Tower hat für so etwas einen siebten Sinn. Wenn er nicht gerade seine Nägel manikürt und sein Haar mit Pomade bestreicht, ist er ein ziemlich gerissener Bulle. Er erzählte mir außerdem nicht alles, was er weiß.«

»Warum nicht?«

»Herzchen! Niemand erzählt einem andern alles, was er weiß. Das liegt in der Natur des Menschen!«

»Sie müssen schöne Ansichten über das Leben haben, wenn Sie es die halbe Zeit nur durchs Schlüsselloch betrachten.«

»Ich sehe die Fakten.« Die Bedienung brachte unsere Sandwichs. Große, schöne Scheiben Schwarzbrot, dazu Pommes frites. Ich bestellte zwei neue Bier.

»Was ist also mit der Handschrift?« fragte ich. »Ich weiß nichts davon.«

»Okay. Erzählen Sie mir etwas über die SGDKA!« Ihr Gesicht verfinsterte sich. »Was wissen Sie über sie?«

»So lange ich nichts erfahre, weiß ich auch nichts. Das ist nun einmal mein Job. Wenn mir die Leute nichts erzählen, muß ich immer weiterfragen. Dann und wann ergibt zwei mal zwei vier.«

»Nun, hier sind Sie auf der falschen Fährte. Wir sind eine revolutionäre Organisation und versuchen, ein neues Bewußtsein zu entwickeln. Wir fühlen uns zu einer sozialen Veränderung der Gesellschaft verpflichtet, zu einer neuen Verteilung des Besitzes. Wir kämpfen für die Freiheit aller Menschen und nicht nur für die der Manager und Stripteasetänzerinnen.«

Sie leierte diese Sätze wie ein auswendig gelerntes Sprüchlein herunter. Ich fragte mich, wie lange es schon her war, seit sie das letzte Mal über die Bedeutung dieser Worte nachgedacht hatte.

»Wie setzt ihr eure Ideen in die Wirklichkeit um?«

»Wir üben einen ständigen gesellschaftlichen Druck aus. Wir verteilen Pamphlete und demonstrieren. Wir unterstützen alles, was zur Zerstörung des Establishments beiträgt. Wir bekämpfen die Ungerechtigkeit, wann immer wir ihr begegnen.«

»Mit Erfolg?« fragte ich.

»Darauf können Sie sich verlassen. Wir gewinnen immer neue Mitglieder. Am Anfang waren wir nur drei oder vier. Jetzt sind wir fünfmal so viel.«

»Nun, ich meinte eigentlich euren Kampf gegen die Ungerechtigkeit.«

Sie sah mich schweigend an.

Ein großer, schwerknochiger blonder Jüngling kam herein und sah sich suchend um. Als sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, kam er auf uns zu. Er setzte sich neben Terry Orchard, nahm ihr halbvolles Glas und trank es in einem Zug leer. Dann sagte er zu ihr: »Wer ist diese Kreatur?«

»Sei nett, Dennie«, bat sie ihn.

Er packte sie hart am Arm und wiederholte seine Frage. Ich beantwortete sie für Terry. »Mein Name ist Spenser.«

Er drehte seinen Kopf zu mir und sah mich scharf an. »Ich rede mit ihr, nicht mit dir. Halt also die Klappe.«

»Dennis!« Diesmal sagte sie es mit mehr Nachdruck. »Wer, zum Teufel, glaubst du, daß du bist? Laß meinen Arm los!« Ich griff über den Tisch und packte sein Handgelenk. »Hör zu, Goldlöffchen!« sagte ich. »Ich habe für sie ein Bier bestellt, und du hast es getrunken. Das wäre Grund genug, deine Oberlippe ein wenig anschwellen zu lassen.« Er riß seine Hand

los. »Glaubst du, daß ich ein Weichling bin, nur weil ich lange Haare habe?«

»Dennis«, sagte sie. »Er ist Privatdetektiv.«

»Unverschämtes Schwein!« sagte er und holte aus. Ich duckte mich und ließ mich vom Stuhl gleiten. Seine Faust traf die Holzlehne. Er fluchte und drehte sich wieder zu mir um. Er gab anscheinend noch nicht auf. So mußte ich mein Bestes tun, um die Sache schnell zu beenden. Ich täuschte einen linken Haken auf seine Magengrube vor. Dennis ging in Deckung. Der nächste Schlag traf ins Gesicht und kam für ihn völlig überraschend. Er ging zu Boden. Terry Orchard kniete sich neben ihn und legte ihm den Arm um die Schultern.

»Bleib unten, Dennis, er wird dir bloß weh tun!«

»Sie hat recht, Kleiner«, sagte ich. »Du bist ein Amateur. Ich mache so etwas, um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen.«

Die alte, dicke Bedienung kam und rief: »Was, zum Teufel, ist denn hier los? Wollt ihr, daß ich die Bullen rufe? Wenn ihr euch prügeln wollt, geht auf die Straße!«

»Alles in Ordnung«, sagte ich. »Ich bin Stuntman in Hollywood und zeige meinem Freund gerade, wie man einem Haken geschickt ausweicht.«

»Und ich bin Schneewittchen! Wenn ihr das noch einmal macht, rufe ich die Blauen!« Sie walzte davon. »Das Bierangebot gilt noch«, sagte ich. Der Junge stand auf. Seine Backe wurde schon dick. Er würde morgen keine Freude am Kauen haben. Er setzte sich neben Terry, die ihn noch immer beschützend im Arm hielt.

»Es tut mir leid, Mr. Spenser«, erklärte sie. »Er ist sonst nicht so.«

»Wie ist er wirklich?« fragte ich.

Seine Augen, die ein wenig aus dem Brennpunkt geraten waren, wurde klarer. »Ich bin, wie ich bin«, meinte er. »Und

ich mag nicht, wenn Terry rumsitzt und mit einem aufgeblasenen, verdammten Gummischuh säuft. Was machen Sie hier überhaupt?«

Der linke Haken hatte ihm etwas von seiner Angriffslust genommen. Seine Stimme klang eher verdrießlich als bestimmt. Aber das machte ihn auch nicht viel freundlicher. »Ich bin Privatdetektiv und suche ein wertvolles gestohlenen Buch, das Godwulf-Manuskript. Schon davon gehört?«

»Nein.«

»Woher wissen Sie, daß ich Privatdetektiv bin?«

»Ich wußte es nicht, bis Terry es mir eben erzählte. Aber Sie sehen ohnehin wie einer aus. In unserer Organisation lernt man mißtrauisch zu sein. Übrigens, Terry ist mein Mädchen.«

»Ich bin nicht dein Mädchen, Dennis«, rief sie. »Ich bin kein Besitz.«

»O Gott«, sagte ich. »Könnten wir die Polemik einen Augenblick ausklammern? Ihr müßt nämlich folgendes wissen. Das Buch muß in einem Raum mit Klimaanlage aufbewahrt werden. Sonst zerfällt es. Und dann wird es sowohl für die Studenten als auch für die Buchdiebe wertlos sein. Die Universität hat nicht das Geld, es auszulösen.«

»Sie haben genügend Geld, um Rugbyspieler einzukaufen, eine neue Eishockeybahn zu bauen und die verdammten Professoren dafür zu bezahlen, daß sie bloß drei Stunden wöchentlich unterrichten und den Rest der Zeit alberne Bücher schreiben.«

»Ich habe diese Woche in der Vorlesung über Studienreform gefehlt. Habt ihr irgendeine Ahnung, wo das verschwundene Manuskript sein könnte?«

»Und wenn, würde ich es Ihnen nicht verraten. Andernfalls könnte ich es herausfinden. Aber auch dann würde ich es Ihnen nicht sagen. Sie spähen hier nicht über den Zaun einer Penne, Sie Schnüffler. Sie befinden sich auf dem Universitätsgelände

und fallen unangenehm auf. Sie werden überhaupt nichts finden. Weil Ihnen niemand etwas sagen wird. Sie und die anderen Dinosaurier könnt hier herumschnüffeln, soviel ihr wollt. Wir machen mit euch keine Geschäfte!«

»Was für Geschäfte?«

»Das wissen Sie ganz genau. Sie stehen auf der anderen Seite, Mann!«

»So kommen wir nicht weiter«, sagte ich. »Wiedersehen!« Ich ließ einen Schein auf dem Tisch liegen und ging. Draußen wurde es schon dunkel. Ich spürte das Bier ein wenig. Und ich fühlte die Resignation dieser Jugendlichen, die nicht den Mut hatten, sich auf irgend etwas einzulassen. Ganz gleich, worum es ging. Ich holte mein Auto, das bei einem Hydranten geparkt war. An der Windschutzscheibe klebte ein Strafzettel. Ewige Wachsamkeit, dachte ich, ist der Preis für Freiheit. Ich zerriß den Zettel und fuhr nach Hause.

Ich wohnte damals in der Marlborough Street, nicht weit vom Stadtpark. Ich machte mir Hack mit Ei zum Abendessen und las die Morgenausgabe der *New York Times*. Dann nahm ich meinen Kaffee mit ins Wohnzimmer und sah fern. Das Programm war so grauenvoll, daß ich den Apparat gleich wieder abstellte und meine Schnitzerei hervorholte. Seit sechs Monaten arbeitete ich an einem Stück hartem Pinienholz und versuchte, die bronzene Statue eines Indianers zu Pferde nachzuarbeiten, die ich einmal in einem Museum gesehen hatte. Das Holz war so hart, daß ich jedesmal zuerst das Messer schärfen mußte. Eine halbe Stunde verbrachte ich mit Wetzstein und Feile, bevor ich an die eigentliche Arbeit ging. Gegen elf Uhr stellte ich noch einmal den Fernseher an. Ich sah die Nachrichten und zog mich dabei aus. Dann stellte ich ihn endgültig ab und ging ins Bett.

Irgendwann klingelte das Telefon. Ich kam lange nicht zu mir und nahm den Hörer erst ab, nachdem es schon eine Weile geklingelt hatte. Die Stimme des Mädchens war sehr langsam. So, wie eine 45er-Platte, die mit einer Geschwindigkeit von dreiunddreißig Umdrehungen gespielt wird. »Spenser?«

»Ja?«

»Hier ist Terry... Helfen Sie mir!«

»Wo sind Sie?«

»Hemenway Street 80, Apartment 3.«

»In zehn Minuten bin ich bei Ihnen«, sagte ich und rollte mich aus dem Bett.

Es war 3.05 Uhr, als ich in mein Auto stieg und losraste. Keine fünfzehn Minuten später bog ich in die Hemenway Street ein. Eine kurze Straße, nahe der Universität, mit schäbigen Apartmenthäusern. Ein Platz für Streuner. An den Hauswänden standen maoistische Parolen in roter Farbe. Auf einer Säule am Eingang war die Proklamation einer Widerstandsbewegung hingeschmiert worden. Ich ließ meinen Wagen vor Hemenway Street 80 stehen und versuchte, die Haustür zu öffnen. Sie war verschlossen, und es schien nirgendwo eine Klingel zu geben. Ich nahm meinen Revolver, entsicherte ihn und schlug mit dem Knauf das Glas ein. Dann griff ich hinein und drehte den Schlüssel von innen um. Apartment 3 war am Ende der Halle auf der rechten Seite. An den Wänden standen überall Fahrräder mit Sicherheitsketten. Terrys Tür war verschlossen. Ich klopfte. Nichts. Ich klopfte noch einmal und hörte einen schwachen Laut. Es hörte sich an wie das Wimmern eines Kätzchens. Der Korridor war sehr schmal. Ich lehnte meinen Rücken dagegen und trat mit der Ferse genau neben den Türknauf. Unter dem Druck von 85 Kilogramm zersplitterte das Schloß. Die Tür sprang auf und schlug heftig gegen die Wand. In der Wohnung brannten alle Lampen. Als erstes sah ich Goldlöckchen. Er lag mit offenem Mund und ausgebreiteten Armen auf dem Rücken. Ein großer Fleck bedeckte seine Brust. Es war geronnenes Blut. Neben ihm kniete Terry Orchard. Ihre langen Haare fielen ihr über das Gesicht. So, als sollten sie in der Sonne trocknen. Aber es schien keine Sonne. Sie trug nur das Oberteil eines Pyjamas. Die merkwürdigen Laute, die ich gehört hatte, kamen von ihr. Sie wiegte sich rhythmisch hin und her und wimmerte. Zwischen Dennis und ihr lag ein kleiner Revolver mit weißem Griff. Er war in diesem Zimmer abgefeuert worden. Ich roch es noch.

Ich kniete neben dem blonden Jungen nieder, um seinen Puls im Nacken zu fühlen. In dem Augenblick, als ich seinen Körper berührte, wußte ich, daß es nicht mehr notwendig war. Dennis war bereits kalt und wurde immer kälter. Ich drehte mich zu Terry um. Sie schwankte noch immer hin und her. Der Geruch von Medikamenten erfüllte den Raum. Ihr Atem ging schwer, und ihre Augen waren nur noch Schlitze. Ich riß sie hoch und schlang einen Arm um ihren Rücken.

Dann führte ich sie ins Badezimmer, zog ihr den Kittel aus und hielt sie unter die Dusche. Ich drehte den Hahn zuerst auf warm, dann langsam auf kalt. Sie zitterte am ganzen Körper und wehrte sich schwach. Meine Jacke war bis zu den Ärmeln hinauf naß und meine Hemdbrust konnte man auswringen. Sie drückte ihre Hand in mein Gesicht und fing an zu weinen. Ich hielt sie fest. Mit einem Ohr lauschte ich auf Schritte im Korridor. Die Tür hatte einen Höllenlärm gemacht, als ich sie eintrat. Der Schuß zuvor mußte ebenso laut gewesen sein. Aber die Nachbarschaft hier war anders. Hier wohnten keine Leute, die aufstanden, wenn Schüsse fielen. Sie zogen sich wieder das Leintuch über den Kopf, vergruben das Gesicht im Kissen und dachten: Was geht mich das an? Besser er als ich.

Ich legte meine Hand auf Terrys Nacken und fühlte ihr den Puls. Er ging wieder schneller. Ich zählte sechzig Schläge in der Minute. Behutsam führte ich sie aus der Dusche heraus und dirigierte sie ins Schlafzimmer. Da ich nirgendwo ein Kleid sah, riß ich das Leintuch vom Bett und hüllte sie darin ein. Dann walzten wir in die Küche. Ich fand heißes Wasser, Schnellkaffee und eine Tasse. Nun stieß sie einige Worte hervor, verständlich, aber ohne Zusammenhang. Ich machte den Kaffee, während ihr volles Gewicht auf meiner Hüfte lagerte. Dann brachte ich sie ins Wohnzimmer und setzte sie auf die Couch. In der Küche gab es keinen Stuhl.

Sie stieß die Tasse weg und schüttete etwas Kaffee auf ihre Schenkel. Vor Schmerz schrie sie auf. Aber ich brachte sie dazu, einen Schluck zu trinken. Und dann noch einen. Ihre Augen waren nun wieder offen, und ihr Atem ging weniger flach. Ich sah, wie sich ihr Brustkasten in regelmäßigen Abständen hob und senkte. Sie trank den Kaffee ganz. Ich stellte sie wieder auf die Beine und führte sie hin und her. Es war kein großer Spaziergang. Das Apartment bestand aus Wohnzimmer, kleinem Schlafzimmer, Bad und einer Kochnische, die gerade groß genug war, um darin zu stehen. Im Wohnzimmer, wo der Tote lag, standen nur ein Kartentisch, die Couch, auf der Terry ihren Kaffee getrunken hatte, und ein Schiffs koff er. Auf einer Kommode im Schlafzimmer brannte in einer Chianti-Flasche eine Kerze. Von der Decke baumelte eine nackte Glühbirne.

»Gemeine Kerle!« sagte sie. »Gemeine Kerle, gemeine Kerle!«

»Wenn Sie sprechen können, tun Sie's. Wenn nicht, gehen wir weiter«, sagte ich.

Sie sagte weiter »gemeine Kerle«, mit einer toten Singsangstimme. Mir fiel auf, daß wir beim Gehen genau den Takt einhielten. Links, rechts, gemeine Kerle... Die eingetretene Tür stand noch immer weit offen. Als wir beim nächsten Fluch daran vorbeikamen, schlug ich sie mit dem Hacken zu. Nach ein paar weiteren Runden wurde sie still. Tränen liefen ihr übers Gesicht. »Spenser?«

»Ja?«

»O mein Gott, Spenser!«

Wir blieben stehen. Sie drehte sich zu mir um und preßte ihr Gesicht hart an meine Brust. Mit beiden Fäusten umklammerte sie meine Hand. Es war, als wollte sie sich in mich verkriechen. So standen wir lange Zeit, ohne uns zu rühren. Ich legte beide Arme um sie. Beide waren wir tropfnaß. Neben uns

lag der Tote mit weit aufgerissenen Augen. Augen, die nichts mehr sahen.

»Setzen Sie sich«, sagte ich nach einer Weile. »Trinken Sie noch einen Kaffee! Wir müssen uns unterhalten.« Sie wollte mich nicht loslassen, aber ich schob sie weg und drückte sie sanft auf die Couch. Sie schmiegte sich in die Decke. Das nasse Haar klebte um ihren Kopf. Ich kochte neuen Kaffee.

Wir saßen zusammen auf der Couch und nippten an unserem Kaffee. »Erzählen Sie mir jetzt, was vorgefallen ist!« befahl ich.

»O Gott, ich kann nicht!«

»Sie müssen!«

»Ich will hier raus! Ich renne weg!«

»Quatsch! Sie müssen hierbleiben und erzählen, was geschah. Von Anfang bis Ende. Sie sitzen ganz schön in der Patsche. Und ich muß genau wissen, wie tief.«

»In der Patsche? Sie denken doch nicht etwa, daß ich ihn erschossen habe?«

»Dieser Gedanke ist mir gekommen.«

»Ich habe ihn nicht erschossen. Sie haben ihn erschossen. Der eine, der mir diese Flüssigkeit einflößte. Die mich gezwungen haben, auf Dennis zu schießen.«

»Okay, fangen wir von vorne an. Wessen Apartment ist das hier?«

»Dennis und ich haben es gemeinsam gemietet.« Sie nickte zu ihm hinüber und sah dann schnell weg. »Dennis ist Dennis Powell, richtig?«

»Ja.«

»Und Sie leben zusammen, sind aber nicht verheiratet, richtig?«

»Ja.«

»Wann kamen die Leute, die das getan haben?«

»Ich weiß nicht genau. Es war spät. Gegen 2.30 Uhr.«

»Wer waren sie?«

»Ich weiß es nicht. Zwei Männer. Dennis schien sie zu kennen.«

»Was haben sie getan?«

»Sie klopfen an die Tür. Dennis stand auf. Wir schliefen noch nicht. Wir schlafen immer erst spät in der Nacht. Er fragte: ›Wer ist da?‹ Ich konnte ihre Antwort nicht hören. Aber er ließ sie herein. Darum glaube ich auch, daß er sie kannte. Dann ging alles sehr schnell. Der eine stieß Dennis an die Wand, der andere kam ins Schlafzimmer und zerrte mich aus dem Bett. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Dennis sagte etwas wie: ›Was soll das Ganze?‹ Der eine hatte einen Revolver und hielt uns damit in Schach. Weder er, noch der andere sprachen. Es war gespenstisch. Der eine Kerl griff in seine Manteltasche und holte meinen Revolver heraus.«

»Ist das der Revolver am Boden?« Sie sah nicht hin, nickte aber. »Okay, und was weiter?« fragte ich.

»Er gab meinen Revolver dem Mann, der schon einen hatte. Dann packte er mich, preßte seine Hand auf meinen Mund und drehte meine Arme auf den Rücken. Der andere Mann schoß zweimal auf Dennis.«

»Mit Ihrem Revolver?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Dann...« Sie hielt inne, schloß die Augen und schüttelte den Kopf. »Weiter!«

»Dann zwang mich der Mann, der auf Dennis geschossen hatte, den Revolver in die Hand zu nehmen und auf Dennis zu zielen. Er hielt mein Handgelenk fest und drückte meinen Finger auf den Abzug.« Sie sprudelte die Worte heraus. »Hatte er Handschuhe an?«

Sie dachte eine Minute lang nach. »Ja, gelbe. Ich glaube, es waren Gummi- oder Plastikhandschuhe.«

»Und dann?«

»Der eine, der mich festgehalten hatte, warf mich aufs Bett. Außer dem Kittel hatte ich nichts an. Und der andere flößte mir etwas in den Mund, drückte ihn zu und hielt mir die Nase solange zu, bis ich schluckte. Dann hielten sie mich noch eine Weile fest. Der eine preßte seine Hand noch immer auf meinen Mund. Irgendwann gingen sie.« Ich sagte nichts. Wenn sie diese Geschichte nach der Einnahme von Drogen erfunden hatte, war sie kein Fall für mich. Vielleicht hatte sie das alles geträumt. Vielleicht aber war die Story auch wahr.

»Warum haben sie mich gezwungen, auf Dennis zu schießen, obwohl er doch schon tot war?« fragte sie mich. Als ich antwortete, merkte ich, daß ich ihr glaubte. »Sie wollen Sie reinlegen. Wenn man einen Revolver abfeuert, imprägnieren bestimmte Partikel die Haut. Die Leute im Labor schütten Paraffin darüber, lassen es trocknen, schaben es ab und testen es. Die Partikel zeigen sich in dem Wachs.«

Sie brauchte eine Weile, um es zu kapiieren. »Die Leute vom Labor? Sie meinen die Polizei?«

»Genau das, Herzchen! Die Polizei!«

»Nein! Können wir nicht von hier weggehen? Ich will nach Hause. Sie werden bestimmt nichts verraten. Mein Vater wird Ihnen Geld geben. Er hat Geld.«

»Ihr Freund tot in Ihrem Apartment, erschossen mit Ihrem Revolver und Sie selbst verschwunden. Die Polizei würde Sie überall suchen. Kennen Sie einen Anwalt?«

»Woher, zum Teufel, soll ich einen Anwalt kennen?« Sie sah verzweifelt zur Tür. »Ich haue ab.«

Ihre Stimme wurde rau und heiser vor Angst. Mir fiel auf, daß sie sofort in den Jargon ihrer revolutionären Freunde verfiel. Als sie sich an mich geklammert hatte, sprach sie wie das junge Mädchen einer höheren Töchterschule. Danach hatten sich ihre Stimme und ihre Sprache verändert. »Hören

Sie zu«, sagte ich. »Sie sitzen so in der Klemme, daß Sie sich gleich einen Strick kaufen können. Aber Sie sind nicht allein. Ich helfe Ihnen. Dieser Fall ist etwas für mich. Ich werde Ihnen sofort einen Anwalt besorgen. Dann rufe ich die Bullen. Zuvor jedoch...« Sie wollte gerade widersprechen, als ich sie unterbrach. »Hören Sie gut zu«, sagte ich. »Wenn die Bullen kommen, machen Sie keine Aussage. Sie reden nicht mit ihnen. Seien Sie nicht zu abweisend, aber auch nicht zu freundlich. Bevor Sie nicht mit Ihrem Anwalt gesprochen haben, sagen Sie kein einziges Wort. Sein Name ist Vincent Haller. Machen Sie nur in seiner Anwesenheit den Mund auf. Und auch nur dann, wenn Sie sich vorher mit ihm abgesprochen haben. Waren Sie schon einmal im Knast?«

»Nein.«

»Okay. Es ist nicht im geringsten so schlimm, wie Sie es sich vorstellen. Niemand wird Sie unter eine Verhör Lampe halten oder Sie schlagen. Sie werden nicht lange drinbleiben. Dafür wird Haller schon sorgen.« Sie nickte.

»Bevor ich telefoniere... Haben Sie eine Idee, wer diese Männer sein könnten?«

»Nein.«

»Nehmen Sie manchmal Drogen?«

»Ja.«

»Wissen Sie, was man Ihnen gegeben hat?«

»Nein. Es roch stark nach Äther. Es war nichts, was ich schon einmal genommen habe. Wohl was zur Beruhigung.«

»Okay. Ziehen Sie sich an! Ich werde die Polizei anrufen.«

Das Beste, was Boston zu bieten hatte, waren zunächst zwei Streifenpolizisten. Sie ermahnten uns, nichts zu berühren, notierten sich unsere Namen, filzten mich und nahmen mir meinen Revolver weg. Sie ließen uns nicht aus den Augen, bis ihre Kollegen von der Mordkommission eintrafen. Wie immer kamen diese gleich in Scharen: Laboranten, Fotografen und ein Mann vom gerichtsmedizinischen Institut, zwei Typen, um den Leichnam wegzutransportieren, und einige Polizisten, um die Todesart festzustellen und die Verdächtigen zu verhören. In diesem Fall wurden die Ermittlungen von Martin Quirk, Chef der Mordkommission, geleitet. Ich bin schon 1,85 m groß, doch er überragte mich noch um einiges. Er war nicht nur größer, sondern auch dicker. Alles an ihm war dick: seine Finger, seine Lippen und seine Nase. Das dichte schwarze Haar trug er kurz geschnitten. Schon morgens um vier schien er sauber rasiert, und seine Schuhe glänzten wie neu. Sein Hemd war frisch gebügelt, die Krawatte perfekt geknotet, sein Anzug mit messerscharfen Bügelfalten saß wie angegossen. Er trug einen Tirolerhut mit einer Feder und einen weißen Regenmantel, den er nicht ablegte. Sein pockennarbiges Gesicht wirkte verschlossen. Im einen Mundwinkel leuchtete eine kleine Narbe. Die Hände in den Hosentaschen stand er da und sah mich an. »Heute ist ein Glückstag für uns, Spenser«, sagte er. »Daß wir ausgerechnet Sie hier treffen! Wir brauchen schlaue Profis, die uns weiterhelfen. Erinnern Sie uns um Himmels willen daran, daß wir die Fingerabdrücke nehmen und alle etwaigen Anhaltspunkte überprüfen.«

»Es war nicht meine Absicht, in diese Sache hineinzuschlittern, Lieutenant. Das Mädchen rief mich zu Hilfe. Ich fuhr sofort her und fand sie. Und ihn. Sie stand unter Drogeneinfluß. Ich habe die Kleine erst ein bißchen wachgemacht und dann Sie angerufen.«

»Woher kannten Sie das Mädchen?« fragte Quirk. »Ich bearbeite gerade einen Fall, in den sie verwickelt ist.«

»Was für einen Fall?«

»Ich suche ein wertvolles Dokument, das aus einer Universität entwendet wurde.«

»Aus welcher Universität?«

»Wenn die Sache in einem Zusammenhang mit dem Mord steht, verrate ich es Ihnen.«

»Besser, Sie sagen es mir jetzt gleich!« bellte Quirk. »Ich verdiene meinen Lebensunterhalt nicht damit, euch Polypen alles über meine Klienten zu erzählen.«

»Und ich werde nicht dafür bezahlt, daß ich mir von euch Schmalspurganoven Märchen erzählen lasse, Spenser!« Ein dünner Beamter mit bläulichen Wangen stellte sich zwischen Quirk und mich. Er hieß Belson.

»Kommen Sie, Chef, er bringt uns nicht weiter. Das Mädchen und das Opfer sind an derselben Universität eingeschrieben, und ich wette, daß es die Universität ist, die Spenser angeheuert hat.«

Quirk sah von mir zu Belson. »Kennst du ihn?« fragte er mit einer Kopfbewegung in meine Richtung. »Ja, vor fünf Jahren arbeitete er in einem Anwaltsbüro in der Grafschaft Suffolk. Soviel ich weiß, wurde er gefeuert.«

»Okay, nimm seine Aussage auf!« Quirk drehte sich zu mir. »Sie arbeiten jetzt nicht mehr für ein Anwaltsbüro, mein Junge, jetzt arbeiten Sie auf der gleichen Straßenseite wie ich. Und wenn Sie mir in die Quere kommen, verpasse ich Ihnen einen Tritt, daß Sie in den Rinnstein fliegen, verstanden?«

»Darf ich mal Ihre Muskeln fühlen?« fragte ich. Quirk starrte mich wortlos an, dann drehte er sich um und ging zu dem Mädchen.

Belson schüttelte den Kopf und zog sein Notizbuch heraus. »Legen Sie sich ruhig mit dem Chef an, Spenser. Sie werden am Ende aussehen, als hätte man Sie durch den Fleischwolf gedreht.«

»Ich werde heute nacht vor Angst kein Auge zumachen«, sagte ich.

Belson zuckte die Achseln. »Okay, fangen wir ganz von vorne an. Sie kennen ja das Geschäft. Ich brauche es Ihnen nicht zu erklären.«

Ich erzählte ihm alles. Nur den Namen der Universität verschwieg ich. Vermutlich aus purer Dickköpfigkeit. Da es sowieso herauskommen würde, berichtete ich statt dessen von dem Vorfall in der Kneipe, wo ich das Bürschchen zu Boden gehen ließ.

Belson schüttelte schon wieder den Kopf. »Wie konnte er auf ein Schätzchen wie Sie sauer reagieren? Schließlich sind Sie doch ein wahrer Ausbund an Liebenswürdigkeit.« Ich schwieg.

»Sind Sie sicher, daß Sie sich nicht an die Kleine herangemacht haben? Und vielleicht wollten Sie hier in ihrer Wohnung ein wenig nachhelfen? Er kam nach Hause, erwischte Sie dabei, und es kam zu einer Schlägerei?«

»Genau! So war es! Und ich habe dann meine Vierzehndollarsonntagspistole herausgeholt und auf ihn losgeballert. Hören Sie doch auf, Belson! Sie reden zuviel! Sie wissen genau, daß ich es nicht war. Wenn es so gewesen wäre, wie Sie sagen, dann hätte ich es geschickter angestellt.«

»Okay, vielleicht halte ich Sie nicht für den Mörder. Ich kenne Sie lange genug, um zu wissen, daß das nicht Ihr Stil ist. Aber es könnte doch so gewesen sein. Soweit ich mich erinnere, mögen Sie kleine Mädchen. Vielleicht war es sein

Revolver. Sie wollten ihn ihm abnehmen, und dabei löste sich ein Schuß. Eine Menge Leute werden auf diese Weise von irgend jemand getötet.«

»Und dann habe ich ihn gleich noch viermal in die Brust geschossen, wie?«

»Nun, möglicherweise wollten Sie damit den Verdacht von sich ablenken.«

»Sie tappen völlig im dunkeln, Frank!« sagte ich.
»Vielleicht.«

»Haben Sie das Mädchen schon vernommen?«

»Unsinn, der Chef erledigt das gerade!«

»Es wird ihm großen Spaß machen.«

»Natürlich haben Sie sich bereits alles erzählen lassen, bevor Sie uns anriefen«, meinte Belson.

»Das Mädchen war noch völlig weggetreten. Ich mußte sie erst wach bekommen.«

»Und dann ließen Sie sich alles erzählen, haben vielleicht gemeinsam eine andere Geschichte erfunden?«

»Warten Sie ab, bis Sie die Geschichte gehört haben. Um so etwas zu erfinden, bin ich nicht gut genug. Ihr Burschen seid Polizisten und keine Priester. Wenn man euch ruft, geschieht das nicht aus einem christlichen Bedürfnis heraus. Ich rief euch an, weil ich es für tunlich hielt.«

Belson zündete sich seine halb angerauchte Zigarre wieder an. »Für einen dummen Boxer reden Sie erstaunlich geschwollen. Tunlich... du meine Güte!«

Aus der anderen Ecke des Zimmers rief Quirk über die Schulter hinweg: »Belson, bringen Sie die Privatlizenz her!«

Belson nickte mir auffordernd zu. Ich setzte mich in Bewegung. Quirk saß rittlings auf dem einzigen Stuhl im Zimmer. Beide Arme hatte er um die Stuhllehne geschlungen. Auf der Couch vor ihm lag Terry Orchard. Sie trug wieder ihre

durchsichtige Bluse und die Jeans. Ihr Haar war immer noch naß und klebte am Kopf. Sie wirkte schrecklich zart.

»Spenser«, sagte Quirk, ohne aufzuschauen. »Miss Orchard will keine Fragen beantworten ohne Ihre Genehmigung. Sie hätten ihr geraten, keine Aussagen ohne Anwalt zu machen.«

»Ganz richtig, Lieutenant. Ich wußte sowieso, daß Sie aus Terrys augenblicklicher Verfassung keinen Nutzen ziehen würden. Schließlich steht sie noch unter dem Einfluß des Schocks.«

»Wir werden sie mitnehmen.«

»Das dachte ich mir.«

»Wir möchten, daß Sie auch mitkommen.«

»Das möchte ich mir unter keinen Umständen entgehen lassen«, sagte ich.

Terry starrte mich aus weit aufgerissenen Augen an. »Haller wird dort sein!« sagte ich. »Halten Sie sich an das, was wir besprochen haben.«

Der Gerichtsmediziner, ein kleines Männchen mit dicken Brillengläsern und grauem, gelocktem Haar, wandte sich an Quirk. »Ich bin fertig«, sagte er. »Wenn Sie einverstanden sind, können wir ihn jetzt abtransportieren.«

»Haben Sie schon etwas herausgefunden, Manny?« fragte Quirk.

»Ja, ich nehme an, daß ihn ein Schuß in die Brust getötet hat.«

»Eine phantastische Entdeckung!« sagte Quirk. »Für was so ein Medizinstudium doch alles gut ist. Wann ist der Tod eingetreten?«

»Vor fünf oder sechs Stunden. Haben Sie schon eine Zeugenaussage, die das bestätigen kann?« Quirk sah Belson fragend an.

»Spenser sagt, daß der Junge schon tot war, als er gegen 3.15 Uhr hier ankam. Das Blut war bereits geronnen.«

»Das kann ungefähr stimmen«, sagte der Gerichtsmediziner, »aber der Tod kann auch schon früher eingetreten sein.« Quirk nickte. »Danke, Manny«, sagte er. Und dann zu den Männern in weißen Kitteln: »Tragt ihn hinaus!« Sie hoben Dennis Powell auf die Bahre. Er fing schon an, steif zu werden, und war schwierig zu handhaben. Sie legten seine Arme seitlich an den Körper, drückten die Fußknöchel zusammen, rollten eine Decke um ihn und banden ihn fest. Um durch die Apartmenttür zu kommen, mußten sie die Bahre kippen. Dabei fiel sein Körper in die Gurte. Terry stöhnte und wandte den Kopf ab. Die Bahre polterte die Treppe hinunter. Draußen schoben sie die Männer in den Leichenwagen.

Ein paar neugierige Frühaufsteher standen herum. Energisch hielten die beiden Streifenpolizisten, die zuerst gekommen waren, sie vom Wagen fern. Nachdem er abgefahren war, kam ein kleiner, dicker Polizist in das Apartment. An seinem blauen Mantel fehlte ein Knopf.

»Nichts, Chef. Niemand sah etwas, niemand hörte etwas. Die meisten von ihnen sind sowieso Hippies.«

»Fragen Sie die Leute weiter aus. Vielleicht finden Sie etwas heraus. Und vergessen Sie nicht, daß Sie Spuren aufdecken sollen und keine Laster!«

Der Polizist verdrückte sich. Quirk schüttelte den Kopf. Belson startete zur Decke hoch und paffte seine Zigarre. »Bring sie in die Stadt, Frank!« sagte Quirk. »Ich sehe mich hier noch ein wenig um und komme dann nach.«

»Mein Auto steht im Parkverbot«, sagte ich zu Belson. »Ich möchte es gern wegfahren, bevor es eine eifrige Politesse abschleppen läßt.«

»Warum folgen Sie mir nicht mit Ihrem eigenen Auto? Dann brauchen wir Sie später nicht zurückzufahren.« Ich nickte und grinste. »Sehen Sie? Ich wußte doch, daß Sie mich nicht für den Täter halten!«

Belson ließ Terry in den Streifenwagen einsteigen und fuhr los. Mühsam manövrierte ich mein Auto zwischen einem weißen und einem blauen Polizeiauto hindurch und folgte Belson die Hemenway Street hinauf nach Boylston. Von Boylston ging es nach Clarendon, dann rechts ab, hinauf in die Stanhope Street Alley und hinein in den Hof des Polizeipräsidiums.

Die Parkzone war mit dem Schild gekennzeichnet »Reserviert für Presse«. Es standen keine Autos dort. Wir benutzten den Hintereingang. Durch den Haupteingang geht man nur, wenn man interessant genug ist, um in den Klatschspalten zu erscheinen. Schnappen sie einen im Armeleutenviertel, läßt sich kein Reporter blicken. Das Morddezernat war ganz hinten im zweiten Stock. Die Fenster blickten auf den Kamin eines kleinen Frühstückscafés in einer Sackgasse. Der Geruch nach verbranntem Fett mischte sich mit Zigarrenrauch und etwas anderem. Vielleicht war es der Angstschweiß vieler Generationen von Menschen.

Vince Haller lehnte gegen einen der Schreibtische vor Quirks durch Milchglasscheiben abgeschirmter Arbeitsecke. Er trug einen weißen Anzug. Über einer Schulter hing lässig ein Kamelhaarmantel mit großen Lederknöpfen. Sein graues Haar war modisch lang, und auf seiner Oberlippe wuchs ein großer Schnauzbart. Er war einige Zentimeter größer als ich, aber nicht so gewichtig.

»Meine Herren?« sagte er mit seiner tiefen, fragenden Stimme. Ich winkte ihm zu, und Belson sagte: »Hallo, Vince.«

»Ich möchte einen Augenblick lang mit meiner Klientin allein sprechen.«

Belson wandte sich an Terry Orchard. »Ist dieser Mann Ihr Anwalt?«

Sie sah mich an, und ich nickte. »Ja!« sagte sie. »Sie können mit ihr dort reden!« Belson zeigte auf einen zerkratzten und ramponierten Schreibtisch. »Wir bleiben außer Hörweite.«

»Ist sie in Untersuchungshaft, Frank?« fragte Haller. »Noch nicht.«

»Kommt sie rein?«

»Ich weiß es nicht. Der Lieutenant wird gleich hier sein. Er will sie verhören. Wir werden eine Menge mit ihr zu reden haben.«

»Hat man sie über ihre Rechte aufgeklärt?«

»Sie finden sich wohl sehr komisch, was?« schnaubte Belson. »Selbst wenn sie mich mit einem Flammenwerfer angreifen würde, müßte ich sie erst über ihre Rechte aufklären, bevor ich zurückschieße. Ja, man hat sie aufgeklärt.«

»Stimmt das, Miss Orchard?«

»Ja, Sir.« Sie war verängstigt und vollkommen unterwürfig. »Gut, gehen wir nach hinten, und unterhalten wir uns ein wenig.«

Sie folgte seiner Aufforderung. Belson und ich blieben stehen und beobachteten die beiden schweigend. Auf einmal merkte ich, wie müde ich war. Ich hatte höchstens drei Stunden geschlafen. Während wir warteten, erschien Quirk mit zwei Polizisten. Sein Blick blieb an Terry Orchard und Haller hängen. Aber er sagte nichts, sondern ging in sein Büro. Belson folgte ihm.

»Bleiben Sie in der Nähe!« sagte Belson zu mir und schloß die Tür hinter sich. Die beiden Polizisten setzten sich an ihre Schreibtische und starrten ins Leere.

Am anderen Ende des Raumes sprach ein farbiger Polizist mit dicken Händen und gebrochenem Nasenbein in den Telefonhörer, den er sich zwischen Kinn und Schulter geklemmt hatte. Ein alter Mann in einem grünen Arbeitsanzug kam vorbei. Er schleppte einen Karton hinter sich her, in den er die Aschenbecher und die Papierkörbe entleerte. Haller redete noch immer auf Terry ein. Ich dachte an die vielen Stunden, die ich bereits in schäbigen Räumen wie diesem

verbracht hatte. Es gab Zeiten, da hatte ich das Gefühl, daß alle Zimmer, in denen ich mich je befunden hatte, auf eine Sackgasse blickten. Und ich dachte darüber nach, wie einem wohl zumute ist, wenn man zwanzig Jahre alt ist und sich morgens um 5.30 Uhr in einer Sackgasse wiederfindet. Allein. Ohne zu wissen, ob man je wieder herauskommt. Am liebsten wäre ich weggerannt. Der Raum war heiß und stickig, die Luft schlecht. Ich wollte raus, in meinen Wagen steigen, nach Norden fahren, über die Mystic Bridge auf die Route eins. Vielleicht nach Ipswich oder Newburyport, wo die Häuser alt und stattlich sind. Dort ist die Luft klar und kalt und riecht nach der See. Alles ist dort noch heiter und in Ordnung. Voller Erinnerungen an eine andere Zeit, an ein anderes Amerika. Obwohl es vielleicht nie ein anderes Amerika gegeben hatte. Und wenn ich ankäme, würde ich wahrscheinlich in Ipswich auf irgendeinem Polizeirevier herumsitzen, das Klopfen der Heizkörper hören und die Desinfektionsmittel riechen. Und ich würde mich fragen, ob irgend so ein armer Pennbruder wirklich das verdiente, was er bekam. Quirk trat aus seinem Büro. Er sah zu Haller hinüber. Dann wandte er sich an mich. »Kommen Sie rein, und packen Sie aus!«

Ich erzählte Quirk dieselbe Geschichte, die ich Belson bereits erzählt hatte. Haarscharf dieselbe. Quirk hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich fertig war, sagte er: »Okay, warten Sie draußen!«

Ich ging hinaus, und er rief Terry Orchard herein. Haller begleitete sie. Die Tür schloß sich hinter ihnen. Ich hockte wieder da. Der Polizist am anderen Ende des Ganges sprach noch immer ins Telefon. Die beiden, die mit Quirk gekommen waren, starrten weiter demonstrativ ins Leere. Die Sonne war aufgegangen und schien in eine Ecke. Staubflocken schwebten langsam umher.

Ich stand auf und trat ans Fenster. Es war mit Maschendraht vergittert. Die hatten wohl Angst, daß jemand aus dem dritten Stock hinunterspringen und davonrennen würde. Ein junger Puertoricaner kam gerade aus dem Café. Er trug einen Eimer in der Hand und schüttete trübes Wasser auf die Straße. In der Kälte dampfte es kurz auf. Meine Uhr zeigte 6.40 Uhr. Der Junge war verdammt früh aufgestanden, um den Boden zu schrubben. Ich fragte mich, wie lange er heute wohl arbeiten müßte.

Belson kam mit Terry aus Quirks Büro. Sie durchquerten den Gang und verschwanden. Haller trat auf mich zu. »Sie sind ins Labor gegangen«, erklärte er. »Vermutlich wird man sie einlochen.« Ich gab keine Antwort. »Komm, ich will ihre Aussage schnell mit deiner vergleichen. Sie war in ihrer Wohnung, die sie mit ihrem Freund teilt, eingeschlafen. Zwei Männer, die Powell anscheinend kannte, drangen ein. Sie erschossen Powell, zwangen Terry, noch mal auf ihn zu schießen, setzten sie unter Drogen und verschwanden. Sie rief dich an. Du kamst, hast sie wachgerüttelt und dir alles schildern lassen. Dann hast du die Polizei alarmiert.«

»Genau.«

»Sie kennt dich, weil dich die Universität beauftragt hat, ein verschwundenes, wertvolles Buch zu finden.«

»Manuskript.«

»Okay, Manuskript... du hast Kontakt mit ihr aufgenommen, weil der Leiter der Sicherheitspolizei eine Organisation des Diebstahls verdächtigt, der sie angehört. Sie hatte deine Visitenkarte. Als sie in Schwierigkeiten war, rief sie dich an.«

»Stimmt genau.«

»Die Geschichte ist nicht gerade ein Knüller«, bemerkte Haller.

»Ich weiß.«

»Obwohl, wenn die Kleine sie erzählt, klingt sie irgendwie überzeugend.«

»Wie hat Quirk reagiert?«

»Schwer zu beurteilen. Er sagt nie viel. Aber ich glaube, ihm ist nicht ganz wohl bei der Sache. Er wird sie sicher einlochen. Ich glaube nicht, daß er von ihrer Schuld überzeugt ist.«

»Was denkst du?«

»Meine Klienten sind immer unschuldig.« Während wir warteten, wurden die Polizisten, die Nachtdienst hatten, abgelöst. Der farbige Polizist hatte endlich den Hörer aufgelegt. Die Beamten vom Tagdienst kamen. Ihre Gesichter waren frisch rasiert und vom Wind gerötet. Sie rochen nach Rasierwasser. Einige hatten sich Kaffee in Pappbechern mitgebracht. Er duftete gut. Niemand bot mir einen an. Belson kehrte mit Terry zurück. Sie gingen wieder in Quirks Büro. Haller folgte ihnen. Quirk bellte heraus.

»Spenser, los, kommen Sie rein! Sie können genausogut den Rest mit anhören.«

Ich ging hinein. Das kleine Büro war voll. Quirk saß hinter seinem Schreibtisch, Terry auf einem Stuhl daneben. Belson und Haller standen an der Wand. Quirks Schreibtisch war vollkommen leer, bis auf ein Tonbandgerät und einen durchsichtigen Plastikwürfel mit Fotografien einer Frau, von Kindern und einem englischen Setter.

Quirk stellte das Band an. »Also gut, Miss Orchard, Ihre Geschichte deckt sich genau mit der von Spenser. Aber das beweist so gut wie gar nichts. Sie hatten genug Zeit, sich abzusprechen. Können Sie sich irgendeinen Grund denken, warum die zwei Männer Dennis Powell aus dem Weg schaffen wollten?«

»Nein, ich weiß es nicht. Vielleicht...« Terrys Stimme war nur noch ein Wispern. Sie schien auf ihrem Stuhl leicht zu schwanken.

»Ja, Miss Orchard?« Quirks Stimme war fast tonlos. Sein rundes, pockennarbiges Gesicht schien vollkommen unbeteiligt. Terry schüttelte den Kopf.

»Lieutenant, Miss Orchard fällt fast vom Stuhl!« sagte Haller.

»Aus welchem Grund, Miss Orchard?« fragte Quirk noch einmal. Er tat, als hätte er Haller nicht gehört. »Nun, ich glaube, daß er in den Diebstahl des Manuskripts verwickelt war.«

»Welches Manuskripts?«

»Nach dem Mr. Spenser sucht.«

»Godwulf!« sagte ich.

»Ist es das Godwulf-Manuskript, Miss Orchard?« fragte Quirk. Sie nickte.

»Sagen Sie ja oder nein, Miss Orchard. Das Tonbandgerät kann keine Bewegungen aufzeichnen.«

»Ja!«

»Inwiefern war er darin verwickelt?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er es war. Und ein Mitglied des Lehrkörpers. Ich hörte Dennis am Vortag mit jemandem telefonieren.«

»Was hat er gesagt?«

»Ich erinnere mich nicht mehr.«

»Warum glauben Sie dann, daß sich das Gespräch um den Diebstahl drehte?«

»Ich weiß es eben. Sie wissen doch selbst, daß man sich manchmal an einen Gesprächsfetzen einer Unterhaltung erinnert, an die Unterhaltung selbst aber nicht mehr.«

»Warum glauben Sie, daß ein Mitglied des Lehrkörpers ebenfalls in die Sache verwickelt ist, Miss Orchard?« Sie schüttelte wieder den Kopf. »Aus dem gleichen Grund«, sagte sie.

»Vermuten Sie, daß einer der Männer, die Powell getötet haben, ein Dozent ist?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht. Sie sahen nicht nach Dozenten aus.«

»Wie sahen sie denn aus?«

»Schwer zu sagen. Es ging alles so schnell. Sie waren beide groß und trugen dunkle Mäntel und Hüte. Sie sahen mehr nach Geschäftsleuten aus. Der eine, der Dennis erschoss, hatte lange Koteletten und war ziemlich dick.«

»Farbig oder weiß?«

Sie schien überrascht. »Weiß!« antwortete sie. »Warum sollte der Diebstahl dieses alten Buches zwei weiße Männer mit dunklen Mänteln und Hüten veranlassen, morgens um 2.30 Uhr in Ihre Wohnung zu kommen und Powell zu töten? Warum sollte jemand versuchen, Ihnen den Mord in die Schuhe zu schieben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum...« Quirk brach mitten im Satz ab. Über Terry Orchards Gesicht rannen Tränen. Sie gab keinen Laut von sich. Sie saß bewegungslos, mit geschlossenen Augen, da und weinte lautlos.

»Quirk, verdammt noch mal...«, protestierte ich. Er nickte und richtete seine Augen auf Belson. »Frank, hol eine Beamtin und bring sie in die Zelle!« Belson nahm Terrys Arm und führte sie hinaus. Haller folgte ihnen.

»Bis jetzt sind Sie aus dem Schneider, Spenser!« meinte Quirk. »Ich habe nicht genügend Beweismaterial, um Sie hierzubehalten. Aber wenn ich etwas finde, möchte ich Sie nicht erst lange suchen müssen. Halten Sie sich gefälligst dort auf, wo Sie greifbar sind.«

»Manchmal vergehen Tage, ohne daß ich mir den Kopf darüber zerbreche, ob Sie gerade etwas von mir wollen oder nicht, Lieutenant.«

Quirk nahm meinen Revolver aus dem Schreibtisch und reichte ihn mir. »Sie reden zuviel«, sagte er.

Ich steckte ihn weg, ging die drei Treppen hinunter und durch den Vordereingang hinaus. Kein Kameramann stand davor, und auch kein Aufnahmewagen. Es war kalt, der nasse Schneeregen gefror zu grauem klumpigen Eis. Ich ging um die Ecke, stieg in mein Auto, fuhr nach Hause, trank zwei Glas Milch und legte mich ins Bett.

Erst das Telefon weckte mich wieder. Ich blinzelte in das grausam helle Sonnenlicht und nahm den Hörer ab.

»Spenser?«

»Ja.«

»Spenser, hier ist Roland Orchard.« Er machte eine Pause, als würde er auf Beifall warten.

»Wie schön für Sie«, sagte ich. – »Was?« fragte er.

»Was möchten Sie, Mr. Orchard?« fragte ich.

»Ich muß Sie sprechen. Wann können Sie hier sein?«

»Sobald ich Lust habe. Und das kann eine Zeitlang dauern.«

»Spenser, wissen Sie überhaupt, wer ich bin?«

»Soll ich mal raten? Sie sind Terry Orchards Vater.«

Das hatte er nicht gemeint. »Genau«, sagte er. »Aber vor allem bin ich der Seniorpartner von Orchard, Bonner & Blanch.«

»Einfach großartig«, sagte ich. »Ich kaufe alle Ihre Platten.«

»Spenser, Ihre Manieren passen mir nicht.«

»Ich verkaufe sie auch nicht, Mr. Orchard. Sie riefen mich an, nicht ich Sie. Wenn Sie mir etwas mitteilen können, ohne Ihre Vorzüge aufzuzählen, bin ich ganz Ohr. Ansonsten schreiben Sie mir besser einen Brief.«

Er schwieg lange. Dann sagte er: »Haben Sie meine Adresse, Spenser?«

»Ja.«

»Meine Tochter ist zu Hause. Ich bin deshalb nicht ins Büro gefahren. Wir würden uns freuen, wenn Sie kämen. Ich werde Sie anständig bezahlen.«

»In ungefähr einer Stunde bin ich da, Mr. Orchard«, sagte ich und legte den Hörer auf die Gabel.

Es war kurz nach zwölf Uhr. Ich stand auf und duschte mich ausgiebig. Ich hatte viereinhalb Stunden geschlafen. Und ich brauchte mehr. Vor zehn Jahren wäre das noch anders gewesen. Ich zog einen Anzug an. Denn ich bezweifelte, daß man in West Newton Hill allzu salopp erscheinen konnte. Dann richtete ich mir ein Eisandwich, aß es, trank eine Tasse Kaffee und schlug die Tür hinter mir ins Schloß. Ich hätte mein Bett machen sollen. Bei meiner Rückkehr würde es mich anwidern.

Draußen war es sonnig, aber kalt. Es dauerte fünf Minuten, bis die Heizung den Wagen erwärmt hatte, und weitere Minuten, um das Eis an den Fenstern zu schmelzen. Ich hatte keinen Eiskratzer.

Auf der Schnellstraße braucht man von Bostons Stadtmitte bis nach West Newton weniger als zehn Minuten. Um von West Newton Square auf die Anhöhe von West Newton Hill zu gelangen, braucht man 50000 Dollar. Je höher das Anwesen liegt, um so höher der gesellschaftliche Rang. Ganz oben leben die Reichen. In West Newton Hill handelt es sich nicht um die Neureichen, sondern um die Vornehmen, Ärzte, Professoren, Börsenmakler und Anwälte. Roland Orchard schien der reiche Sohn eines reichen Mannes zu sein. Seine große weiße Villa stand ganz oben und nahm fast das ganze Grundstück ein. Die Neureichen dagegen kaufen anscheinend immer ein großes Stück Land zusätzlich, um sich den Luxus eines Gärtners zu leisten. Mr. Orchard schien sich nicht darum zu scheren. Die breite Veranda, die sein ganzes Haus umgab, war leer. Über der Eingangstür befand sich ein fächerförmiges Glasfenster aus bunten Glassteinen. Ich klingelte. Ein Dienstmädchen öffnete. Ihre schwarze Haut, die ohne jedes Make-up war, glänzte wie frisch poliert. In ihren mandelförmigen Augen spiegelte sich

etwas, das in West Newton Hill sicher falsch am Platz war. Ich gab ihr eine meiner Visitenkarten. Die, auf der nur mein Name stand, und sie führte mich durch eine Halle mit glänzendem Parkettboden. Es war eigentlich mehr eine Art Korridor, so lang wie das ganze Haus. Am Ende gab es ein Fenster, das vom Boden zur Decke reichte und auf den Garten hinausführte. Das Dienstmädchen klopfte an der Tür links vom Fenster vorsichtig an. Eine Frauenstimme rief: »Herein!« Da öffnete das Mädchen die Tür und sagte: »Mr. Spenser!«

Ich stand in einem großen Zimmer. Bücherschränke aus hellem Holz nahmen drei Wände ein, in die vierte war ein offener Kamin eingebaut. Die Flammen loderten, und es roch nach Rauch. Mrs. Orchard erwartete mich stehend. Ihre Haut war stark gebräunt, und sie trug einen weißen Hosenanzug und weiße Stiefel. Ihr kurzgeschnittenes Haar war silbrig getönt. Die Haut spannte sich straff über ihre Backenknochen. Ihre Nägel hatte sie silbern lackiert, und an ihren Ohren baumelten schwere mexikanische Silberringe. Ein silbernes Service stand auf einem Mahagoniteewagen beim Fenster. Auf der Couch lag eine Chiffonstola und auf dem Kaffeetisch eine Novelle von Joyce Carol Oates. Sie streckte mir die Hand entgegen, und mir war, als würde ich in eine Schaufensterdekoration stolpern. »Mr. Spenser!« sagte sie. »Wie nett, daß Sie gekommen sind!«

Ich wußte nicht, was ich mit ihrer Hand anfangen sollte. Schütteln oder küssen? Ich entschied mich für das erstere. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu schließen hatte ich das Falsche gewählt. »Mein Mann mußte schnell ins Büro. Er wird jeden Augenblick zurückkommen.«

»Hm!« machte ich.

»Vielleicht ist er schnell im Klub vorbeigefahren, um zu trainieren. Rolly arbeitet sehr hart an sich, um in Form zu bleiben.«

»Hm, hm.«

»Was machen Sie, Mr. Spenser? Sie scheinen eine glänzende Kondition zu haben. Trainieren Sie auch täglich?«

»Nicht in einem Klub«, sagte ich. »Nein«, antwortete sie. »Natürlich nicht!« Ich zog meinen Mantel aus. »Darf ich mich setzen?«

»Oh, verzeihen Sie! Bitte, setzen Sie sich! Möchten Sie Kaffee oder Tee? Ich habe einige Sandwichs machen lassen. Möchten Sie eines?«

»Nein, danke. Ich habe schon gegessen. Ich nehme Kaffee, schwarz, bitte.«

»Sie müssen entschuldigen, Mr. Spenser. Meine Manieren lassen heute sehr zu wünschen übrig. Aber ich hatte noch nie etwas mit der Polizei zu tun. Das ist das erste Mal, daß ich mit einem Privatdetektiv spreche. Tragen Sie einen Revolver bei sich?«

»Ich dachte, daß ich in West Newton auch ohne Revolver auskommen würde.«

»Ja, natürlich. Möchten Sie wirklich kein Sandwich?«

»Mrs. Orchard, ich habe fast die ganze Nacht mit Ihrer Tochter und einer Leiche verbracht. Das letzte, was ich erfuhr, war, daß sie im Gefängnis sitzt. Ihr Mann sagte mir, sie sei nun zu Hause. Sie haben mich sicher nicht gerufen, um sich davon zu überzeugen, daß ich etwas Anständiges im Magen habe. Was wollen Sie?«

»Mein Mann wird gleich hier sein, Mr. Spenser. Er wird Ihnen alles erklären. So was erledigt immer Rolly. Ich verstehe davon nichts.« Sie beugte sich ein wenig vor, während sie sprach. Die Wirkung ihrer großen blauen Augen hatte sie mit Lidschatten unterstrichen. Ich hätte wetten können, daß sie mit diesen Augen alles erreichte, was sie wollte. Besonders, wenn sie einen mit ihrem Blick verzehrte und sich dabei vorbeugte. Sie nahm das Buch auf. »Lesen Sie viel?«

»Ja.«

»Lieben Sie Miss Oates auch so?«

»Nein.«

»Oh, wirklich nicht? Warum denn?«

»Wahrscheinlich bin ich nicht empfindsam genug.«

»Das glaube ich nicht, Mr. Spenser. Das wenige, was mir Terry von Ihnen erzählte, beweist das genaue Gegenteil.«

»Wo ist Terry?«

»In ihrem Zimmer. Ihr Vater hat sie darum gebeten. Sie soll sich mit niemand unterhalten, wenn er außer Haus ist.«

»Was meint sie dazu?«

»Nachdem sie sich diese Sache selbst eingebrockt und uns diese Schande zugefügt hat, wird sie lernen zu gehorchen.« In Mrs. Orchards Stimme schwang etwas Triumphierendes. Ich schwieg.

»Würden Sie noch ein Holzscheit ins Feuer werfen, Mr. Spenser? Es scheint auszugehen. Rolly will, daß es richtig lodert, wenn er nach Hause kommt.«

Ihre Befehle auszuführen, war auch ein Weg, um eine Beziehung aufzubauen, dachte ich, als ich ein Holzscheit aus dem Korb nahm und auf das Feuer legte. Diese Art Frauen war mir nicht fremd. Wenn sie einen nicht zu kleinen Diensten heranziehen konnten, fühlten sie sich unsicher. Vielleicht wollte sie aber auch wirklich nur ein neues Holzscheit im Feuer haben. Manchmal bin ich so tiefgründig wie ein See. Die Tür öffnete sich, und ein Mann trat ein. Er trug einen zweireihigen Blazer mit einem Wappen auf der Brusttasche, einen dicken, weißen Rollkragenpullover, graue Hosen und schwarze Halbstiefel mit vielen Schnallen und Riemen. Sein blondes Haar war zweifellos naturgelockt. Er war schlank, einige Zentimeter kleiner als ich und vielleicht zehn Jahre älter. Unter seiner Bräune kam eine gerötete Haut zum

Vorschein. Das ließ auf Gesundheit oder Alkoholgenuß schließen.

»Spenser!« sagte er und reichte mir seine Hand. »Nett, daß Sie gekommen sind.« Er war nicht der Mann, der augenblicklichen Gehorsam abverlangte. Im Gegenteil, er mimte den Jovialen, Herablassenden, der seinem Angestellten erst einmal die Verkrampftheit nimmt. »Ich trinke Kaffee, Marion«, sagte er zu seiner Frau. Sie stand auf und schenkte ihm ein. Dann legte sie mehrere dreieckige Sandwichs auf einen Teller und placierte alles neben einem Ohrensessel aus rotem Leder. Orchard setzte sich hinein und zog dabei sorgfältig die Bügelfalten hoch. An seinem kleinen Finger entdeckte ich einen dicken Silberring.

»Tut mir leid, daß Sie so lange warten mußten, Spenser. Aber ich laufe nicht gern von meiner Arbeit weg, wenn es sich irgendwie vermeiden läßt. Mit dem Beruf verheiratet, Sie verstehen schon.« Er nippte an seinem Kaffee und biß von seinem Sandwich ab. »Ich möchte Sie anstellen, Spenser. Klären Sie den Mord, damit meine Tochter von der Anklage, die gegen sie erhoben wurde, freigesprochen wird. Ich konnte sie gegen Kautio n herausholen, aber es war ein hartes Stück Arbeit. Ich mußte mir eine ganze Menge einfallen lassen. Nun möchte ich, daß diese leidige Angelegenheit bald aus der Welt geschafft und mein Name reingewaschen wird.«

»Warum holen wir Terry nicht dazu?« fragte ich. »Vielleicht später. Ich möchte Sie erst allein sprechen.« Ich nickte, und er redete weiter. »Ich möchte, daß Sie mir eine genaue Zusammenfassung geben, was sich letzte Nacht ereignet hat. Wie haben Sie Terry kennengelernt?«

»Hat Ihnen Terry das nicht erzählt?«

»Ich möchte Ihre Version hören!«

Ich dachte nicht daran! Er gefiel mir nicht! Mir gefiel seine Tochter. Seine Anspielung, daß unsere Versionen nicht

übereinstimmen würden, ärgerte mich. »Nein!« sagte ich. »Mr. Spenser, ich habe Sie angestellt, um einen Mordfall zu untersuchen. Sie schulden mir einen genauen Lagebericht.«

»Moment! Sie haben mich nicht angestellt. Sie haben mir ein Angebot gemacht. Ich habe es noch nicht angenommen. In diesem Augenblick schulde ich Ihnen gar nichts. Nicht einmal die Geschichte, wie ich Ihre Tochter kennenlernte und was wir vergangene Nacht gemacht haben.«

»Verflucht, Spenser, ich brauche mir Ihre Frechheiten nicht gefallen zu lassen!«

»Richtig! Sie können einen anderen Schnüffler anheuern. Die mit Telefon stehen unter DETEKTIVBÜROS im Branchenverzeichnis.«

Eine Sekunde lang war ich sicher, daß Orchard aufstehen und mir eine verpassen würde. Dann überlegte er es sich noch einmal und lehnte sich in seinen Sessel zurück. »Marion«, sagte er, »ich möchte einen Brandy. Trinken Sie einen mit, Mr. Spenser?« Ich sah auf meine Uhr. Es war 2.30 Uhr. Er pflegte seinen Streß. Nun glaubte ich zu wissen, woher seine rote Haut kam. »Ja, bitte.«

Ihre Haut schien sich noch straffer über die Knochen zu spannen, als Marion Orchard zur Anrichte ging und den Brandy in Kristallgläser schenkte. Ein Glas gab sie mir, eins ihrem Mann.

Der Brandy war hervorragend, daß ich ihn ganz langsam die Kehle hinunterrinnen ließ. Jemand, der seinen Gästen so eine Köstlichkeit anbot, konnte nicht durch und durch schlecht sein.

»Wissen Sie, Spenser, Terry ist unser einziges Kind. Wir haben sie mit Liebe überhäuft. Sie war immer von Wohlstand und Luxus umgeben. Sie bekam die teuersten Kleider, die beste Erziehung, Reisen nach Europa. Sie hatte ihr eigenes Pferd und ist eine hervorragende Reiterin. Kurz, sie kann was. Das ist wichtig. Wenn wir Orchards etwas machen, dann

machen wir es gut. Marion kann es, was Reiten und Jagen betrifft, mit jedem Mann aufnehmen.« Ich warf Marion Orchard einen Blick zu.

Orchard sprach weiter: »Dann wurde es Zeit fürs College. Sie bestand darauf, sich an diesem Schuppen einzuschreiben. Können Sie sich die Reaktion meiner Gesellschafter vorstellen, wenn ich ihnen erzähle, auf welche Universität meine Tochter geht?« Es war natürlich eine rein rhetorische Frage. »Trotz aller Vorahnungen ließ ich sie ziehen. Und ich erlaubte ihr sogar, dort zu wohnen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich hätte es besser wissen müssen. Sie freundete sich mit dem übelsten Element der Universität an und...« Er brach ab, nahm einen weiteren kräftigen Schluck aus seinem Kognakschwenker und fuhr fort: »Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie uns nie Anlaß zur Sorge gegeben. Sie war ein Musterkind. Und dann fing sie an, herumzustreuen und Rauschgift zu nehmen. Sie haben mit eigenen Augen gesehen, wie sie sich anzieht und mit wem sie herumläuft. Ich weiß nicht einmal mehr, wo sie wohnt. Sie läßt sich hier kaum noch blicken. Und wenn, dann nur, um sich mit ihren Freunden bei uns aufzuspielen.« Er schwieg.

»Ich mache keine Familienberatung, Mr. Orchard. Dafür gibt es genügend Institutionen. Vielleicht sollten Sie sich einmal an eine solche wenden. Wenn Sie Terry jetzt herunterholen, werden wir uns alle zusammen unterhalten und sehen, ob Sie sich auf einen Waffenstillstand einigen können, während ich Licht ins Dunkel bringe.«

Orchard trank seinen Brandy aus. Er zeigte auf das leere Glas. Seine Frau stand auf, füllte es neu und brachte es ihm. Er trank und stellte es ab. »Wenn du schon stehst, Marion, hol doch bitte Terry herunter!« sagte er. Marion verließ das Zimmer. Orchard trank weiter, und ich nippte genießerisch an meinem Glas. Marion Orchard brachte Terry herein. Ich stand auf. »Hallo, Terry!«

»Hallo!« sagte sie.

Ihr langes Haar fiel ihr offen auf die Schultern. Sie trug eine kurzärmelige Bluse und einen Rock. Die nackten Füße steckten in Sandalen. Ich sah auf ihre Arme. Keine Einstiche. Ein Pluspunkt für unsere Seite. Sie spritzte sich nicht oder wenigstens nicht regelmäßig. Sie schien frischgewaschen zu sein. Ihr Gesicht war blaß und ausdruckslos. Sie ging zu dem runden Sitzkissen am Kamin und ließ sich nieder, die Knie eng aneinandergedreht, die Hände im Schoß gefaltet. Wäre etwas Leben in diesem Gesicht gewesen, hätte man sie verteuftelt hübsch nennen können.

»Terry, ich stelle Mr. Spenser an. Er wird alles versuchen, um den Täter zu finden«, sagte Orchard. »Okay!«

»Ich hoffe, du wirst ihn dabei unterstützen.«

»Okay!«

»Und Terry, wenn Mr. Spensers Bemühungen Erfolg haben, wirst du ein anderes Leben anfangen!«

»Warum scherst du dich nicht zum Teufel?« sagte sie mit tonloser Stimme und völlig ohne Erregung. »Terry!« rief Mrs. Orchard fassungslos. Orchards Glas war bereits wieder leer. Er starrte darauf. »Nun wirst du mir zuhören, junge Dame!« begann er. »Deine Eskapaden habe ich lange genug ertragen. Wenn du...« Ich unterbrach ihn. »Wenn ich mir diesen Unsinn noch länger anhören muß, gehe ich nach Hause. Ich möchte mit Terry allein sein. Später werde ich mich mit Ihnen allen unterhalten. Mit jedem einzelnen. Ich habe mich offensichtlich geirrt. Zusammen können wir kein vernünftiges Gespräch führen. Sie wollen sich lieber gegenseitig bekriegen. Machen Sie das, wenn Sie allein sind!«

»Mein Gott, Spenser!« protestierte Orchard. Ich schnitt ihm das Wort ab. »Kann ich mit Terry unter vier Augen reden oder nicht?«

Ich konnte es. Er und seine Frau verließen die Bibliothek. Terry und ich waren allein.

»Wenn ich zu meinem Vater gesagt hätte, er soll sich zum Teufel scheren, hätte er mir mindestens sechs Zähne ausgeschlagen«, sagte ich.

»Meiner nicht«, antwortete sie. »Er wird noch mehr Brandy trinken und morgen erst spät in der Nacht aus dem Büro nach Hause kommen.«

»Sie hassen ihn«, stellte ich fest. »Er ist ein Dummkopf.«

»Mag sein. Aber immerhin ist er Ihr Vater. Und von seinem Standpunkt aus gesehen sind Sie auch nicht gerade ein Haupttreffer.«

»Ich weiß.«

»Jedenfalls«, erklärte ich, »wollen wir den Grund meines Kommens nicht vergessen. Erzählen Sie mir von dem alten Schinken, dem Dozenten und alles andere, an das Sie sich erinnern können. Erzählen Sie mir alles, was Sie Quirk vergangene Nacht verheimlicht haben.«

»Das war alles, was ich wußte«, antwortete sie. »Ich habe der Polizei nichts verschwiegen.«

»Dann gehen wir das Ganze noch einmal systematisch durch. Haben Sie Quirk seit gestern nacht gesprochen?«

»Ja, heute morgen. Das war, bevor mich Daddys Leute herausholten.«

»Okay. Was hat er Sie gefragt?«

»Zuerst fragte er mich, welchen Anlaß zwei große weiße Männer mit Hüten gehabt haben sollten, Dennis zu töten und mir die Schuld in die Schuhe zu schieben.« Das war echt Quirk. Er fing genau dort wieder an, wo er aufgehört hatte, mit noch weniger Schlaf als ich. Trotzdem war er da, bevor die einflußreichen Herrschaften kamen, um Terry herauszuholen.

»Und was haben Sie geantwortet?«

»Daß das einzige Motiv, das ich mir vorstellen könnte, das Buch ist. Und daß Dennis in den Diebstahl verwickelt und deshalb ziemlich aus dem Häuschen war.«

»Wissen Sie wirklich nicht mehr? Wieso war er in den Diebstahl verwickelt? Wie ist er da hineingeschlittert? Wie kamen Sie auf die Idee, daß er seine Finger im Spiel hatte?«

»Da war dieses Telefongespräch, das er von der Wohnung aus führte. Die Wahl seiner Worte ließ darauf schließen, daß er nicht zu einem Gleichaltrigen sprach. So etwas hört man. Der Klang seiner Stimme war auch anders als sonst.«

»Was sagte er?«

»Ich konnte nicht viel verstehen. Er sprach absichtlich leise. Er sagte etwas von verstecken... und ›Machen Sie sich keine Gedanken. Niemand wird es finden. Ich war vorsichtig.««

»Wann war das?«

»Ungefähr vor einer Woche. Ich war früh aufgestanden, weil ich eine Vorlesung über Chaucer hören wollte. Es könnte an einem Montag gewesen sein. Ja, vergangenen Montag.« Das alte Buch war in der Nacht von Sonntag auf Montag entwendet worden. »Okay, er war also völlig durcheinander. Warum eigentlich?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er wütend war. Einmal, glaube ich, hat er seinem Gesprächspartner gedroht.«

»Was genau waren seine Worte?«

»Er sagte: ›Ich werde, ich werde mit Sicherheit...‹ Ja, das war es... ›Ich werde...‹ Es klang wie eine Drohung, verstehen Sie?«

»Gut. Warum glauben Sie, daß er mit einem Professor sprach? Sie erklärten mir bereits, daß seine Worte darauf schließen ließen. Aber warum ausgerechnet mit einem Professor? Was brachte Sie auf diese Idee?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Es war mehr eine Art Gefühl. Ich interessierte mich auch nicht sonderlich dafür. Ich ließ gerade Wasser in die Badewanne laufen.«

»Terry, ich muß es wissen! Wie lauteten seine Worte?« Sie schwieg und dachte mit zusammengekniffenen Augen und eingezogener Unterlippe angestrengt nach. »Dennis sagte: ›Es ist mir gleich, ob Sie... es ist mir gleichgültig. Wenn es notwendig sein sollte, dann müssen Sie eben die Vorlesung ausfallen lassen!‹ Darum kam ich auf die Idee, daß es sich auch um einen Professor handeln könnte.«

»Okay. Gut. Was noch?«

Es war nicht mehr aus ihr rauszuholen. Ich bearbeitete sie über eine Stunde lang. Das einzige, was ich noch erfuhr, war der Name eines anderen, mit Powell eng befreundeten Mitglieds der SGDKA: Mark Tabor hatte die Funktion eines politischen Beraters.

»Wenn Ihnen noch etwas einfällt, rufen Sie mich sofort an. Auch dann, wenn es Ihnen ganz unwichtig erscheint. Haben Sie noch meine Visitenkarte?«

»Ja. Ich... mein Vater wird Sie für das bezahlen, was Sie für mich getan haben.«

»Nein, das wird er nicht. Er wird mich vielleicht für meine zukünftige Arbeit bezahlen. Betrachten Sie meinen Zeitaufwand von vergangener Nacht als kostenloses Werbegeschenk.«

»Das ist riesig nett von Ihnen.«

»Vermeiden Sie in nächster Zukunft jeden Streit mit Ihrem Vater! Bleiben Sie in der Nähe des Hauses! Wenn Sie das dringende Bedürfnis haben, Vorlesungen zu besuchen, dann gehen Sie ruhig in die Universität. Aber die SGDKA soll sich allein gegen die Apokalypse verteidigen. Okay?«

»Einverstanden. Aber lachen Sie uns nicht aus! Wir sind wirklich seriös und durchaus im Recht.«

»Das trifft auf alle Menschen zu, die ich kenne.« Dann ließ ich sie allein, verabschiedete mich von ihren Eltern, ließ mir von Roland Orchard meinen Vorschuß geben und fuhr zurück in die Stadt.

Auf der Fahrt nach Boston dachte ich an die beiden Vorschüsse in meiner Tasche. Vielleicht würde ich mir eine Jacht kaufen. Oder sollte ich lieber das Loch in meinem Schiebedach flicken lassen? Beim Storrow Drive bog ich von der Schnellstraße ab und fuhr in Richtung Universität. Grau und gewaltig lag der Charles River zwischen Boston und Cambridge zu meiner Linken. Ein Ruderer arbeitete sich stromaufwärts. Er trug ein orangefarbenes Hemd und dunkelblaue Hosen. Sein Atem dampfte.

In Charlesgate bog ich in den Park Drive ein, dann ging's über den Fenway auf die Westland Avenue. Nummer 177 lag auf der linken Seite. Ich parkte bei einem Hydranten und ging die Steintreppe zum Eingang hinauf. Die Tür stand offen. Links hatte man Briefkästen, Türklingeln und Sprechanlagen angebracht. Ich klingelte nicht, weil ich wußte, daß sie nicht funktionieren würde. Die Tür schloß ohnehin nicht ganz, weil sich der Boden warf. Mark Tabor wohnte im vierten Stock. Kein Aufzug. Im Treppenhaus roch es schlecht Überall in den Ecken standen leere Bierflaschen, lagen bunte Papierchen von Süßigkeiten. Irgend jemand spielte elektronische Musik in voller Lautstärke. Das vierte Stockwerk schaffte mich ziemlich. Ich bemühte mich, normal durchzuatmen, bevor ich an Tabors Tür anklopfte. Nichts rührte sich. Ich versuchte es noch einmal. Und ein drittes Mal. Schließlich war ich nicht umsonst vier Stockwerke hinaufgestiegen! Endlich rief jemand: »Augenblick!«, und die Tür ging auf.

»Mark Tabor?« fragte ich. »Ja?«

Eine Masse rotes Haar umwallte sein bleiches, sauber rasiertes Gesicht. Er trug ein lavendelfarbenes Unterhemd und verblichene ausgebeulte Jeans.

»Ich bin ein Freund von Terry Orchard«, sagte ich. »Sie hat mich gebeten, Ihnen einen Besuch abzustatten und mit Ihnen zu sprechen.«

»Worüber?«

»Zum Beispiel darüber, daß man Leute nicht vor der Tür stehen läßt.«

»Wie war ihr Name noch mal?«

»Ach, hören Sie doch mit diesem Unsinn auf, Tabor! Wie zum Teufel bin ich an Ihre Adresse gekommen, wenn nicht durch Terry? Was haben Sie zu verlieren, wenn Sie sich ein paar Minuten mit mir unterhalten? Wenn ich darauf aus wäre, Sie auszurauben, hätte ich das längst getan. Ein Gangster würde in dieser Gegend ohnehin verhungern.«

»Worüber möchten Sie sich mit mir unterhalten?« fragte er und blieb wie angewurzelt im Türrahmen stehen. Ich ging an ihm vorbei ins Zimmer.

»He!« rief er, ohne mich aufzuhalten. Ich fegte einen Stapel Pamphlete von einem Schiffs koffler und setzte mich. Tabor holte ein Päckchen Mentholzigaretten aus seiner Hosentasche und zündete sich eine Zigarette an. Der Mentholgeruch machte die Atmosphäre im Zimmer auch nicht besser. Er inhalierte tief und blies den Rauch durch die Nase aus. »Also, was wollen Sie?«

»Ich möchte Terry Orchard aus der Patsche helfen. Das ist ein Grund meines Besuches. Und dann bin ich noch hinter dem Godwulf-Manuskript her.«

»Sind die Polypen hinter Terry her?«

»Ja, sie glauben, daß sie Dennis Powell getötet hat.«

»Dennis ist tot?« Ich nickte.

»Verfluchtes Pech!« sagte er. Es klang, als hätte ihm ein plötzlicher Wolkenbruch das Picknick verdorben. Er setzte sich auf eine Ecke des Küchentisches, der mit Büchern, Aktendeckeln und den Resten einer Pizza bedeckt war. An der Wand hinter ihm hing ein großes Poster von Che Guevara. Gegenüber stand ein Bett mit einem Schlafsack darauf. Das Fenster hatte weder Vorhänge noch Jalousien. Ich schnalzte anerkennend mit der Zunge. »Sie haben wirklich Wohnkultur, Tabor!«

»Sie kommen wohl von einem Möbelhaus?« fragte er. »Ich bin Privatdetektiv.« Ich zeigte ihm meinen Ausweis. »Ich möchte Terry von dem Mordverdacht befreien. Und ich glaube, daß die Tat in Zusammenhang mit dem alten Buch steht. Können Sie mir weiterhelfen?«

»Mann, ich weiß nichts von diesem Mord! Und ich habe noch nie etwas von diesem verdamnten Buch gehört.« Warum sprachen alle jungen Radikalen, die in ganz bürgerlichen Wohnvierteln aufgewachsen waren, immer in einem solchen Jargon? Er drückte seine Zigarette aus und zündete sich eine neue an.

»Sie haben zwei Jahre lang mit Dennis Powell zusammengewohnt. Sie und Terry Orchard gehören der gleichen Organisation an und verfolgen die gleichen Ziele. Ich bin kein Polyp. Ich verdiene mir als Privatdetektiv meine Brötchen. Terry ist meine Klientin. Von Ihnen will ich nichts. Haben Sie keine Ahnung, wo das Buch ist?«

»Nein, keinen blassen Schimmer.«

Er vertiefte sich in die Betrachtung seiner Zigarette. Seine Stimme war fast tonlos, sein Gesicht vollkommen ohne Ausdruck. Wie Terry verriet auch er keine Erregung. Es war, als würde ich gegen eine Wand reden.

»Beantworten Sie mir wenigstens eine Frage: Gehören auch Mitglieder des Lehrkörpers der Organisation an?«

»Vielleicht. Eine Menge Leute gehört der SGDKA an. Da kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Sie können ja mal raten.«

»Warum diese Geheimnistuerei?«

»Die Arrivierten könnten in Schwierigkeiten geraten, wenn herauskommt, daß sie sich einer Organisation wie der SGDKA angeschlossen haben. Die Kapitalisten wollen keine Opposition. Die fetten Maden haben eine Abneigung gegenüber Organisationen, die für die Arbeiter sind. Die Superunterdrücker haben Angst vor einer Revolution. Haben Sie gesehen, wie Terry Orchard reingelegt wurde? Diesen Bullen ist jedes Mittel recht, um uns auszuhorchen.«

»Hören Sie, mein Sohn, die Polizisten sind Profis. Sie können hier Ihr Hippieleben weiterführen, bis Sie schwarz werden! Wein trinken, Haschisch rauchen, Marx lesen und Revolution spielen. Das kümmert die so wenig wie eine Mücke einen Elefanten. Wenn sie Sie verhören wollten, wären sie längst hier gewesen. Sie haben es nicht nötig, eine zwanzigjährige Göre reinzulegen, um an euch heranzukommen.« Er schoß mir einen drohenden Blick zu. Dazu gehört Mut, wenn man bloß sechzig Kilo wiegt.

»Nennen Sie mir den Namen eines Dozenten, der mit der SGDKA zusammenarbeitet!«

Er blies gelangweilt den Zigarettenrauch durch die Nase. Dann sagte er: »Scheren Sie sich zum Teufel!«

»Sie sind ein hoffnungsloser Fall! Aber ich kann Ihnen bereits jetzt eines versprechen: Wenn sich dieses Kind die Finger verbrennt, nur weil Sie mir etwas verschwiegen haben, dann werde ich wiederkommen und Sie das Gruseln lehren!«

»Verschwinden Sie endlich, Mann!«

Während ich die vier Stockwerke wieder hinunterstieg, fühlte ich mich so schlau wie vorher. Alles, was du herausgefunden hast, Spenser, ist, daß dir nach hundert Treppenstufen

schwindlig wird! Ich spielte mit dem Gedanken, umzudrehen und einige Informationen aus ihm herauszuschütteln. Aber vielleicht sollte ich ihn erst eine Weile schmoren lassen. Ich wußte nicht einmal, ob er mir weiterhelfen konnte. Aber mein Instinkt sagte mir, daß er etwas verschwieg. Und er gefiel sich in der Rolle des Verschwiegenen. Das gab der Verschwörung in seinen Augen etwas Farbe. Draußen auf der Straße schlug mir die kalte Luft entgegen. Nach dem Mief in Tabors Zimmer war sie ein Hochgenuß. Ein Lastwagen hatte eine Fehlzündung; und auf der Mass Avenue fuhr ein Bus in einem zu niedrigen Gang.

Mein nächster Besuch galt der Universität. Die Studentenzeitung hatte ihre Redaktion im Kellergeschoß der Bibliothek.

Ein heller Kopf hatte das Wort »Zeitung« auf die Eingangstür gepinselt. Der Raum war lang und schmal. L-förmige schwarze Schreibtische mit weißen Platten standen in unregelmäßigen Abständen an der linken Wand. Auf einem handgeschriebenen Schild wurden die Angestellten gebeten, sämtliche Fotografien mit Namen, Daten und Ortsangaben zu versehen. Eine Farbige in einem roten Kaftan und einem dazu passenden Turban saß an einem Schreibtisch. Sie war dick, aber nicht wackelig. Der Kaftan umgab ihren Körper wie ein Abdecktuch, das man aufs Sofa legt, wenn das Wohnzimmer neu gestrichen wird.

»Kann ich Ihnen helfen?« Ihre Stimme klang leicht feindselig. Niemand schien mich für das Mitglied einer akademischen Gemeinschaft zu halten.

»Ich hoffe es«, antwortete ich und reichte ihr meine Karte. »Zur Aufklärung eines Falles, den ich gerade bearbeite, brauche ich einige Informationen. Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

»Nur zu!« sagte sie. »Wir kennen alle Neuigkeiten, die wert sind, gedruckt zu werden.«

»Sie wissen, daß eine alte Schrift gestohlen wurde?«

»Ja.«

»Ich habe guten Grund zu glauben, daß die SGDKA in diesen Diebstahl verwickelt ist.«

»Hm!«

»Ich brauche Informationen über Dozenten, die mit der Organisation in Verbindung stehen.«

»Ich glaube, daß Informationen ein beiderseitiges Geschäft sind. Ich bin hier Redakteurin, Herzchen. Informationen sind mein Geschäft.«

Ich mochte sie. Sie war alt für eine Studentin, schätzungsweise Ende Zwanzig. Und sie war aus hartem Holz geschnitzt.

»Gut, ich werde Ihnen verraten, was ich weiß. Und Sie lassen die Rate-mal-Tour fallen. Ist das ein Angebot?«

»Nur zu, Bruder!«

»Wie heißen Sie eigentlich?«

»Iris Milford.«

»Kennen Sie Terry Orchard?« Sie nickte.

»Dann wissen Sie, daß sie der SGDKA angehört. Vielleicht haben Sie auch erfahren, daß Sie unter Mordverdacht steht?«

Wieder nickte sie.

»Ich glaube, daß Diebstahl und Mord zusammenhängen.« Ich erzählte ihr von Terry, dem Mord und Terrys Aussage. »Jemand hat sie benutzt«, sagte ich. »Wenn man sie aus dem Weg hätte räumen wollen, hätte man sie getötet. Aber denen ging es nur um Powell. Sie wollten ihn so töten, daß niemand auf die Idee kam, nachzuforschen. Terry bot sich geradezu an. Sie lebte mit Powell in Sünde, wie meine Tante es nennen würde. Sie nahmen beide Rauschgift und liefen herum wie die Hippies. Sie zählten zu den Radikalen und gingen auf Trips. Auf einem dieser Trips passierte es dann. Einer erschießt den

anderen. Terry erzählt danach eine verworrene Geschichte, die nach Halluzinationen klingt.«

»Wenn die Story so gut ist, warum belassen Sie es nicht dabei? Warum glauben Sie nicht daran?«

»Gleich nach dem Mord sprach ich mit ihr. Sie ist keine sehr gute Lügnerin.«

»Warum kann sie nicht wirklich auf einem Trip gewesen sein? Vielleicht ist sie davon überzeugt, daß ihre Geschichte der Wahrheit entspricht. Waren Sie jemals auf einem Trip?«

»Nein. Sie?«

»Süßer, ich bin fett und außerdem noch Witwe. Ich gehe auf die Dreißig zu und habe vier Kinder. Ich habe genügend andere Probleme am Hals. Warum glauben Sie, daß sie unschuldig ist?«

»Ich mag sie.«

»Okay, das ist natürlich ein Grund.«

»Was wissen Sie also?«

»Nicht viel. Powell war ein griesgrämiger Dummkopf, ein Egozentriker. Terry kenne ich kaum. Ich hörte mit ihr einige Vorlesungen. Sie ist intelligent, aber kaputt. Mein Gott, diese Kinder sind in ihrer Erbärmlichkeit zu bedauern. Immer sind sie so verflucht unglücklich wegen Rassismus, Sex, Imperialismus, Militarismus und Kapitalismus. Ich bin zusammen mit zehn Geschwistern in einer Hütte aufgewachsen. Wir versuchten zu überleben. Zum Unglücklichsein blieb uns keine Zeit.«

»Was ist mit den Dozenten?«

»Ich weiß, daß es in Verbindung mit der SGDKA eine Menge Gerede über Dealer gibt.«

»Zum Beispiel?«

»Powell handelte mit Opiaten und hatte hervorragende Verbindungen. Er hätte Ihnen Heroin besorgen können. Alles, was Sie wollten, aber vor allem Heroin. Ein Junge, der diesen

Stoff in unbegrenzter Menge bekommen kann, genießt in gewissen Kreisen großes Ansehen.«

»Verbindungen zur Unterwelt?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nicht einmal, ob diese Geschichten wirklich stimmen. Ich berichte nur, was ich so höre. Die Jugendlichen erzählen mir immer eine ganze Menge, weil ich in Roxbury wohne. Sie glauben, daß alle Farbigen mit Drogen und Verbrechen zu tun haben und wir von euch Weißen unterdrückt werden.«

»Ich brauche den Namen eines Dozenten. Probieren wir es einmal! Nennen Sie mir einen Professor, der mit den Radikalen sympathisiert.«

»Woher, zum Teufel, soll ich das wissen? An dieser Universität gibt es ungefähr 35000 Menschen.«

»Nennen Sie mir irgend jemand, der Ihnen einfällt. Machen Sie mir eine Namensliste. Ich will nur diesem Mädchen aus der Patsche helfen. Wer könnte noch in den Diebstahl verwickelt sein?«

»Ich werde darüber nachdenken.«

»Denken Sie gründlich darüber nach! Und veranlassen Sie auch Ihre Freunde dazu. Studenten wissen sicher mehr, als die Professoren und der Leiter der Universitätspolizei.«

»Richtig.«

»Ein Englischprofessor wäre vielleicht der heißeste Tip. Es ist eine mittelalterliche Handschrift. Sie ist von Bedeutung, weil sie einen Hinweis auf einen Schreiber des Mittelalters gibt.«

»Welchen Schreiber?«

»Richard Rolle.«

»Wieviel wollen die für die Schwarte?«

»100000 Dollar.«

»Wenn sie mir versprechen, sie nie zurückzubringen, würde ich ihnen ein bißchen Geld geben. Haben Sie dieses Zeug gelesen?« Ich verneinte. »Tun Sie es auch nicht!«

»Kennen Sie einen Englischprofessor, der in dieses Schema passen würde?«

Sie piffte durch die Zähne, zog die Brauen hoch und starrte zur Decke.

»Auf wen würden Sie tippen?«

»Hayden«, sagte sie schließlich. »Lowell Hayden. Einer von jenen kleinen, blassen Burschen, die ein Leben lang aussehen, als müßten sie sich noch nicht rasieren. Aber er ist schon neununddreißig. Vor zwei Jahren hielt er Vorlesungen über ›Die Rhetorik der Revolution‹. Ja, der gute Dr. Hayden wäre der richtige.«

»Was lehrt er sonst noch?«

»Keine Ahnung. Einmal habe ich bei ihm Chaucer gehört.« In meinem Kopf summte etwas. Irgendwo hatte ich schon von dieser Chaucer-Vorlesung gehört.

»Vielen Dank, Mrs. Milford. Wenn Ihnen noch etwas einfällt, meine Telefonnummer steht auf der Visitenkarte. Ich habe auch einen Anrufbeantworter. Hinterlassen Sie eine Nachricht, wenn ich nicht da sein sollte.«

»Okay!«

Ich sah mich noch einmal in dem Raum um. »Die Pressefreiheit«, sagte ich, »ist wie ein glühendes Schwert. Gebrauche es weise, halt es in Ehren und schütze es gut!« Iris Milford sah mich nur befremdet an. Ich ging hinaus. Es war 5.05 Uhr, zu spät, um in der englischen Abteilung noch jemanden anzutreffen. Ich fuhr nach Hause. Im Geist ging ich die Ereignisse noch einmal durch. Terry Orchard hatte Dennis Powell nicht getötet. Das war eine Hypothese. Was hatte ich, um diese Annahme zu untermauern? Während meines Gesprächs mit Iris Milford hatte ich das Gefühl gehabt, mich

an etwas Bestimmtes erinnern zu müssen. Was war es gewesen... Chaucer! Sie hatte bei Lowell Hayden eine Vorlesung über Chaucer gehört. Und dann fiel es mir ein: Terry war an jenem Tag wegen der Chaucer-Vorlesung so früh aufgestanden, als Dennis mit jemandem telefonierte und gesagt hatte, dann müsse er eben die Vorlesung ausfallen lassen.

Aber was brachte mir die Entdeckung? Nicht viel. Eigentlich nur eine unbedeutende Übereinstimmung. Trotzdem – etwas hatte ich herausgefunden. Vielleicht bestand irgendeine Verbindung. Übereinstimmungen dieser Art sind immer verdächtig. Der gute Dr. Hayden erschien mir sehr vielversprechend.

Als ich aufwachte, fühlte ich mit trotz eines üblen Geschmacks im Mund großartig. Ich fuhr in die Sportanlage des Vereins Christlicher Junger Männer und trainierte an zwei Punchingbällen. Dann nahm ich eine Dusche und fuhr zu meinem Büro, Stuart Street, zweiter Stock, einen halben Block von Tremont entfernt. Ich strotzte nur so vor Kraft und Gesundheit. Leider hält diese Hochform in meinem stickigen Büro nie lange an. Da die alte Heizung nicht zu regulieren war, konnte man in dem ungelüfteten Raum vor Hitze kaum atmen. Bis auf den Schreibtisch, Karteikasten und die beiden Stühle war der Raum leer. Ich stieg über den Berg von Post, der sich angesammelt hatte, und öffnete das Fenster. Meine Hoffnung, wichtige Briefe vorzufinden, erwies sich sehr schnell als trügerisch. Telefonrechnung, Lichtrechnung, die Mahnung einer Leihbibliothek, eine Einladung zu einem Karate-Kurs, ein Brief von einem ehemaligen Klienten. Da ihm seine Frau zum zweiten Mal davongelaufen war, weigerte er sich, mich dafür zu bezahlen, daß ich sie ihm vor einigen Wochen zurückgebracht hatte. Ein Ferienklub warb um meine Mitgliedschaft, der Supermarkt von nebenan machte mich auf das Schweinefleischsonderangebot aufmerksam.

Ich trat ans Fenster und sah auf die Straße hinunter. Selbst Kälte konnte die Damen nicht von der Arbeit abhalten. Blaugefroren standen sie in ihren Miniröcken und Kunstlederstiefeln an den Ecken. Bei zwanzig Grad minus verführerisch zu wirken, muß ein verdammt anstrengender Job sein, dachte ich.

Ich schloß das Fenster, warf die eingegangene Post in den Papierkorb, schloß ab und ging zu meinem Auto. Ich brauchte nur zehn Minuten bis zur Universität. Auf dem Parkplatz stand ein Schild: Reserviert für den Lehrkörper. Ich scherte mich nicht darum, parkte und suchte Towers Büro auf. An jenem Tag trug die Sekretärin einen rosaroten Hosenanzug. Ich revidierte meine Meinung über ihre Oberschenkel. Sie waren nicht zu dick. »Mein Name ist Spenser«, sagte ich. »Ich möchte zu Mr. Tower.«

»Er wird gleich Zeit für Sie haben, Mr. Spenser«, antwortete sie und tippte weiter. Zweimal erwischte ich sie dabei, wie sie mich anstarrte. Wenn sich unsere Blicke trafen, sah sie auf ihre Uhr. Zwei Universitätspolizisten kamen mit unglücklichen Gesichtern aus Towers Büro. Er begleitete sie zur Tür.

»Das ist nicht der Wilde Westen!« grollte er, »und ihr tragt keinen Sheriffstern. Diese Idioten«, brummte er. »Kommen Sie herein, Spenser.«

»Bis später!« rief ich der Sekretärin zu. Sie lächelte nicht einmal.

»Was ist bei Ihren Ermittlungen herausgekommen?« fragte Tower.

»Ein Mordfall, verdammt wenig brauchbare Informationen und ein komisches Gefühl in der Magengegend. Ich glaube, Ihre Sekretärin ist scharf auf mich!« Towers Gesicht verzog sich. »Ein Mordfall?«

»Ja, der Mord an Powell. Sie wissen genauso gut Bescheid wie ich.«

»Schlimme Geschichte, das. Tut mir leid, daß Sie da hineingezogen wurden. Aber wir suchen diese Schrift und keinen Mörder. Das ist Lieutenant Quirks Aufgabe. Und er wird sie sicher hervorragend lösen.«

»Es gehört leider auch zu meinen Aufgaben. Ich glaube, daß der Diebstahl des Buches mit dem Mord zusammenhängt.«

»Warum?«

»Terry Orchard erzählte es mir.«

»Was?« Er fühlte sich sichtlich unbehaglich. »Terry erinnerte sich an ein Telefongespräch, das Dennis Powell mit einem Dozenten geführt hatte. Dennis versicherte dem Dozenten, daß er »es« gut versteckt hätte.«

»Um Gottes willen, Spenser! Das Mädchen ist rauschgiftsüchtig! Ihre Erinnerungen beruhen auf einer übersteigerten Phantasie. Sie glauben doch nicht etwa an diese blödsinnige Geschichte von zwei Fremden, die sie gezwungen haben, auf Dennis zu schießen? Natürlich ist sie davon überzeugt, daß die Universität dafür verantwortlich ist. Sie bildet sich auch ein, daß die Universität der Grund für alle möglichen Hungersnöte ist.«

»Sie sprach nicht von der Universität, sondern von einem Dozenten.«

»Sie erzählt irgendwelchen Unsinn. Wie alle ihre Genossen. Sie weiß, daß Sie auf der Suche nach dem Buch sind. Außerdem hofft sie, daß Sie die Suppe auslöffeln, die sie sich eingebrockt hat. Darum spielt sie Ihnen das kleine, verlorene Mädchen vor. Und Sie gehen ihr auf den Leim. Bernhardinerhund Spenser in Rettungsaktion. So ein Quatsch!«

»Erzählen Sie mir von Lowell Hayden«, sagte ich. Tower fand immer weniger Geschmack an unserer Unterhaltung. »Warum? Wer zum Teufel hat wen angestellt? Ich möchte von Ihnen wissen, wie weit Sie mit Ihren Ermittlungen gekommen sind! Statt dessen fragen Sie mich über unsere Dozenten aus.«

»Aber ich muß etwas über Lowell Hayden herausfinden! Sein Name taucht mehrere Male auf. Er gilt als radikal. Aus zuverlässiger Quelle weiß ich, daß er der radikalste Dozent an der Universität ist. Und ich weiß aus ebenso zuverlässiger Quelle, daß Powell mit harten Drogen handelte und

entsprechende Beziehungen hatte. Ich weiß, daß Hayden an jenem Morgen, an dem Powell mit einem Dozenten über das Ausfallen der ersten Vorlesung sprach, eine Chaucer-Vorlesung hielt.«

»Das bedeutet noch gar nichts. Wissen Sie, wieviele Professoren morgens um acht Vorlesungen halten? Wer zum Teufel ist Ihre zuverlässige Quelle? Ich weiß, was sich in dieser Universität abspielt. Niemand handelt hier mit Heroin. Ich behaupte nicht, daß keiner was nimmt. Aber es treibt hier niemand einen schwunghaften Handel. Wenn, dann wüßte ich es...«

»Natürlich! Was ich über Lowell Hayden herausgefunden habe, beweist noch nichts. Aber er ist der einzige Anhaltspunkt, den ich für den Diebstahl und den Mord habe. Warum darf ich mir über ihn keine Gedanken machen? Warum kann ich ihn mir nicht wenigstens einmal ansehen? Wenn er eine reine Weste hat, werde ich ihn nicht weiter belästigen. Wahrscheinlich hat er sogar eine. Aber wenn nicht...«

»Nein! Wissen Sie, was passiert, wenn ein Privatdetektiv, den die Universität angestellt hat, unsere Dozenten verhört? Nein, das können Sie nicht wissen.« Er schloß seine Augen in heiligem Entsetzen. »Beschränken Sie sich gefälligst auf die Suche nach dem Buch. Lassen Sie unsere Dozenten aus dem Spiel.«

»Halbe Sachen liegen mir nicht, Tower. Ich halte ein Fadenende in der Hand und wickle den Faden solange auf, bis ich weiß, wo das andere Ende ist. Sie haben mich angestellt, um ein verschwundenes altes Buch zu suchen, nicht um Botengänge zu erledigen. Ihr Vorschub berechtigt Sie noch lange nicht, mir Vorschriften zu machen, wie ich meinen Job ausübe!«

»Sie lassen Hayden aus dem Spiel, oder Sie haben das Universitätsgelände zum letzten Mal betreten. Ich habe Sie angestellt! Ich kann Sie jederzeit wieder entlassen!«

»Ganz nach Belieben«, antwortete ich und ging hinaus. Wenn man zwei Vorschüsse in der Tasche hat, wird man schnell überheblich.

Im Hof fragte ich einen Jungen im Lederjackett nach der englischen Abteilung. Er wußte sie nicht. Auch das Mädchen im knöchellangen Militärmantel konnte mir keine Auskunft geben. Bei meinem dritten Versuch hatte ich endlich Erfolg. Erster Stock, Felton Hall.

Felton Hall war ein ehemaliges Wohnhaus, in dem sich jetzt die Büros der Leiter der Fakultäten befanden. Im Vorzimmer der englischen Abteilung saßen eine Empfangssekretärin und die Stenotypistin. In dem Zimmer dahinter saß die Chefsekretärin oder etwas Ähnliches. Ich fragte nach dem Dekan und gab der Empfangssekretärin meine Karte, auf der Name und Beruf stand. Sie reichte die Karte an die Chefsekretärin weiter, die wie ein Mann aussah. Als sie zurückkam, bemühte sie sich um einen betont desinteressierten Gesichtsausdruck. Ich setzte mich auf einen Stuhl und wartete. Irgendwo hörte ich das Klicken des Vervielfältigungsapparates. Jemand kopierte vielleicht gerade byzantinische Geschichte des dritten Jahrhunderts. Ich bekam ein flaes Gefühl in der Magengegend, das mir aus meiner Schulzeit vertraut war. Ein Reiseposter der jugoslawischen Küste war mit Klebeband über dem Schreibtisch der Sekretärin befestigt. Daneben hing ein großes Poster von Buster Keaton aus dem Film »Der General« und eine Anzahl von Van-Gogh- und Gauguin-Drucken. Meiner hübschen Sammlung von Pin-up-Fotos konnten sie allerdings nicht das Wasser reichen. Die männlich aussehende Chefsekretärin kam aus ihrem Zimmer. »Mr. Spenser«, sagte sie. »Dr. Vogel läßt bitten!« Ich

durchquerte ihr geräumiges Büro und gelangte durch zwei Glastüren in das Büro des Dekans. Früher war es wohl das Eßzimmer einer Wohnung gewesen. Das große Bogenfenster führte auf die neu erbauten Wohnsiedlungen hinaus. In der Fensternische stand der Schreibtisch. Rings herum an den Wänden hingen Tusch- und Bleistiftzeichnungen von historischen Kostümen. Ein dicker, weicher Teppich bedeckte den Boden. Vor dem Schreibtisch stand ein Lehnstuhl. Tower hatte weder einen Teppich noch einen Lehnstuhl. Hinter dem Schreibtisch saß Dr. Vogel. Er schien mittelgroß und schlank zu sein. Sein lockiges Haar war graumeliert. Er trug einen schwarzen Nadelstreifenanzug, ein rosa Hemd und eine weiße Krawatte mit schwarzen und rosaroten Streifen. An seinem linken kleinen Finger funkelte ein Diamantring. Wo waren die schäbigen Geistesarbeiter von einst geblieben? »Setzen Sie sich, Mr. Spenser!« sagte er. Ich folgte seiner Aufforderung. Er sah sich meine Visitenkarte an und hielt sie dabei mit beiden Händen weit von sich ab. »Ich glaube, ich habe noch nie einen Privatdetektiv getroffen«, sagte er, ohne aufzublicken. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich untersuche den Diebstahl der Godwulf-Handschrift. Ich habe einige schwache Anhaltspunkte dafür, daß ein Mitglied Ihrer Fakultät darin verwickelt ist.«

»Meiner Fakultät? Das bezweifle ich doch sehr!«

»Jeder zweifelt zunächst einen solchen Verdacht an.«

»Diese Verallgemeinerung ist sicher fehl am Platz, Mr. Spenser. In gewissen Kreisen wird sich niemand wundern, wenn er des Diebstahls verdächtigt wird. In denen kennen Sie sich ohnehin besser aus als ich. Warum verlegen Sie Ihre Nachforschungen nicht dorthin? Warum suchen Sie ausgerechnet hier?«

»Jene Kreise, von denen Sie sprechen, stehlen mit Sicherheit keine Handschrift aus dem Mittelalter. Und sie verlangen auch

kein Lösegeld, um ihre politischen Ziele zu erreichen. Vor allem aber ermorden sie keinen Studenten.«

»Ermorden?« Dieses Wort gefiel ihm ebenso wenig wie Tower.

»Ein junger Mann, Student dieser Universität, wurde ermordet. Terry Orchard, eine Ihrer Studentinnen, steht unter Mordverdacht. Ich glaube, daß der Diebstahl des Buches und der Mord in Zusammenhang stehen.«

»Warum?«

»Ich habe meine Gründe dafür. Außerdem ist die Tatsache, daß zwei schwere Verbrechen mit der gleichen Universität in Verbindung gebracht werden müssen, sehr verdächtig. Es handelt sich um Leute, die dem gleichen politischen Spektrum angehören.«

»Natürlich. Aber Sie vergessen, daß unsere Universität am Rande einer Wohnsiedlung liegt...«

»Weder Terry noch Powell stammen aus dem Milieu. Kein Farbiger war beteiligt. Das Opfer und die Angeklagte gehören zu der gehobenen Mittelschicht.«

»Rauschgift?«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. In meinen Augen war es kein Drogenmord.«

»Wie sieht es die Polizei?«

»Der Polizei gefällt die einleuchtendste Antwort immer am besten, Dr. Vogel! Meistens behält sie recht damit.«

»Ist das der Grund, warum Sie sich mit diesen kniffligen Problemen befassen, Mr. Spenser?«

»Ich suche mir nur Fälle aus, die mich interessieren. Darum arbeite ich frei. Es gestattet mir den Luxus, mich über Ungerechtigkeiten aufzuregen. Die Polizei hat dafür keine Zeit.«

»Schöne Worte, Mr. Spenser. Jedoch sehe ich in diesem Fall keinen Zusammenhang. Ich will nicht, daß Sie in meiner

Abteilung herumschnüffeln und meine Dozenten des Diebstahls bezichtigen.«

»Ich habe Sie nicht aufgesucht, um herauszufinden, was Sie wollen. Ich werde in Ihrer Abteilung herumschnüffeln und Ihre Dozenten des Diebstahls und des Mordes verdächtigen, wenn es erforderlich sein wird. Die Frage, die wir hier diskutieren, ist lediglich, das Wie. Geht es im Guten oder im Bösen? Ich habe Sie nicht um Ihre Erlaubnis gefragt...«

»Aber Spenser...«

»Hören Sie zu! An der Universität ist eine zwanzigjährige Studentin. Sie hat bei einem Dozenten Ihrer Abteilung Vorlesungen gehört. Jetzt steht sie unter dem Verdacht, ihren Freund erschossen zu haben. Ich aber bin überzeugt, daß sie ihn nicht getötet hat. Aus diesem Grund werde ich alles tun, um den Mörder zu finden. Für Sie ist das Problem der Homosexualität in Shakespeares Sonetten sicher von größerer Bedeutung. Ich habe keineswegs vor, diese Abteilung in die Luft zu sprengen. Ich werde jedes Aufheben vermeiden. Ich werde nicht einmal laut fluchen. Wenn die Studentenzeitung die Meldung bringt, daß sich ein Detektiv in Ihrer Fakultät herumtreibt, dann kann ich es allerdings nicht verhindern. Ist dieser Fall eingetreten, können Sie immer noch argumentieren, daß es sich hier schließlich um eine Universität handelt, die jedermann zugänglich ist.«

»Sie mißverstehen meine Situation. Ich kann Ihnen nicht gestatten, hier herumzuspionieren. Ich sympathisiere mit Ihrer Gerechtigkeitsliebe, aber meine Dozenten würden niemals ihre Einwilligung geben. Für sie käme Ihre Anwesenheit einer Vergewaltigung der akademischen Freiheit gleich, die von dem Dekan sogar noch stillschweigend gebilligt wurde. Ihre Ermittlungen würden die liberale Erziehung an dieser Universität gefährden. Wenn Sie sich meinem Entschluß

widersetzen, muß ich Sie von der Universitätspolizei aus dieser Abteilung entfernen lassen.«

Die Überlegenheit der Universitätspolizisten, die ich gesehen hatte, schien lediglich auf ihrer Überzahl zu beruhen. Aber ich schwieg dazu. List ist stärker als Gewalt. Seit ich auf die Vierzig zugeht, dachte ich das immer öfter. »Die Freiheit, über die ich mir den Kopf zerbreche, ist nicht akademisch, sondern zwanzig Jahre alt und weiblichen Geschlechts. Wenn Sie Ihre Meinung ändern sollten, rufen Sie mich bitte an.«

»Guten Tag, Mr. Spenser.«

Ich verließ sein Büro, ohne mich zu verabschieden. Wir waren quitt. An einer Wandtafel im Korridor hing eine Liste der Dozenten mit Telefonnummern. Ich steckte sie ein. Die Sekretärin, die wie ein Mann aussah, verfolgte mich mit ihren Blicken, bis ich durch die Vordertür verschwunden war.

Die Wintersonne hatte erstaunlich viel Kraft. Ich ging über das Universitätsgelände zurück zur Bibliothek. Ein Mädchen in einer fahrbaren Bude verkaufte Puffmais und gebrannte Mandeln. Sechs Hunde jagten laut kläffend umher. Ein Junge mit einem Cowboyhut bot Exemplare einer lokalen Untergrundzeitschrift an.

Im Lesesaal der Bibliothek zog ich meinen Mantel aus, setzte mich an einen Tisch und holte die Liste mit den Namen der Dozenten heraus. Sie brachte mich nicht weiter. Kein Name war mit einem Totenkopf gekennzeichnet. Lowell Hayden stand zwischen Gordon und Herbert. Warum ausgerechnet er, fragte ich mich. Ich habe keinen einzigen Beweis gegen ihn. Nur die Tatsache, daß er über die Literatur des Mittelalters las. Warum nicht Vogel, Tower, Forbes, Tabor oder Iris Milford? Warum nicht Terry Orchard? Warum, warum? Warum ging ich nicht nach Hause und legte mich ins Bett? Ich erhob mich, steckte die Liste wieder in die Tasche, zog meinen Mantel an und kehrte zur englischen Abteilung zurück. Haydens Büro befand sich im vierten Stock. Ich hoffte inständig, der Empfangsdame entkommen zu können. Mein Glück war mir hold. Unbehelligt gelangte ich in den alten Gitterfahrstuhl im Foyer. Ich kam mir wie in einem Käfig vor. Als der Aufzug langsam in den vierten Stock hinaufkroch, bekam ich fast Beklemmungen. Haydens Name stand an Zimmer Nummer 405. Die Tür war nur angelehnt, und ich konnte Stimmen hören. Eine davon gehörte zweifellos einer Studentin. Sie saß in einem Stuhl mit dem Rücken zur Tür neben dem Schreibtisch. Hayden konnte ich zwar nicht sehen, dafür um so

besser hören. Hayden sagte: »Das Problem mit Kittredges Theorie besteht darin, daß wir nicht wissen, in welcher Reihenfolge die *Canterbury Tales* verfaßt wurden.«

Das Mädchen murmelte etwas, was ich nicht verstehen konnte.

Hayden antwortete: »Nein, Sie sind für Ihre Zitate verantwortlich. Wenn Sie mit Kittredges Theorie nicht übereinstimmen, hätten Sie diese nicht zitieren dürfen.« Das Mädchen murmelte wieder etwas.

»Sie haben die Möglichkeit, eine neue Arbeit zu schreiben. Ich werde sie lesen und bewerten. Zeigen Sie mir aber eine kurze Gliederung, bevor Sie anfangen, einverstanden?« Gemurmelt.

»Fein. Ich danke Ihnen, daß Sie vorbeigekommen sind.« Das Mädchen trat heraus. Ihr Gesicht verriet Enttäuschung. Nachdem sie in den Fahrstuhl gestiegen war, klopfte ich an Haydens Tür. »Herein!« rief er. »Was kann ich für Sie tun?«

Das Zimmer hatte gerade Platz für Schreibtisch, Stuhl, Aktenschrank, Bücherschrank und Professor. Hayden war klein, sein blondes Haar zu lang. Das hellgrüne, viel zu große Hemd plusterte sich um die Taille. Er trug eine Brille mit goldenem Rand. Ich gab ihm meine Karte. »Ich arbeite an einem Fall, in den eine Ihrer ehemaligen Studentinnen verwickelt ist. Ich hoffe, daß Sie mir einige Fragen beantworten können.«

Er betrachtete meine Karte. »Jeder kann sich so etwas drucken lassen«, sagte er dann. »Haben Sie einen Ausweis?« Ich zeigte ihm eine Fotokopie meiner Lizenz. Nachdem er sie aufmerksam gelesen hatte, reichte er sie mir zurück. »Um welche Studentin handelt es sich?« fragte er. »Um Miss Orchard.«

Sein Gesicht veränderte sich nicht. »Ich unterrichte viele Studentinnen, Mr...« Er sah auf meine Karte, die vor ihm lag.

»... Spenser. Welches Semester. Welche Vorlesung? In welchem Jahr?«

»Chaucer, dieses Semester, dieses Jahr.«

Er griff in seine Schreibtischschublade und holte ein gelbes Heft heraus. Er überflog einige Seiten, dann sagte er: »Chaucer! Ja, Terry Orchard hat sich für meine Vorlesung eingetragen.« Ich konnte sehen, daß er nur den Nachnamen und den Anfangsbuchstaben des Vornamens notiert hatte. Wenn er sich nicht an eine Miss Orchard erinnern konnte, woher wußte er dann ihren Vornamen? Niemand schien sich an die gute Terry erinnern zu wollen... »Kennen Sie die Namen Ihrer Studenten nicht, Dr. Hayden?« fragte ich. Ich bemühte mich um einen neutralen Tonfall. Er schien mir nicht gelungen zu sein. »Mr. Spenser, dies ist eine sehr große Universität«, sagte er. Er hatte schon wieder meinen Namen auf der Karte nachschauen müssen. Ich hoffte, daß sein Erinnerungsvermögen, was Chaucer betraf, besser war. »Achtundsechzig Studenten haben allein meinen Englischkurs belegt. So sehr ich mich auch bemühe, es ist mir unmöglich, ihre Namen zu behalten. Ich kann mich wirklich nur an jene Studenten erinnern, die sich durch besondere Leistungen hervorheben. Miss Orchard hat wohl nicht zu ihnen gehört.« Er warf wieder einen Blick in sein Heft. »Noch lassen ihre Noten darauf schließen, daß sie überdurchschnittlich interessiert oder begabt war.«

»Eine schlechte Studentin?« fragte ich. Da ich im Dunkeln tappte, mußte ich die Unterhaltung auf irgendeine Weise in Gang halten.

»Das geht nur Miss Orchard und mich etwas an!« Du solltest eine Konversationsfibel herausgeben, Spenser, sagte ich zu mir. »Entschuldigen Sie, es war nicht meine Absicht, Sie auszufragen. Auf der anderen Seite ist gerade dies mein Geschäft.«

»Mag sein«, antwortete Hayden. »Leider ist es nicht das meine. Um ehrlich zu sein, ich habe auch nur wenig Respekt vor dieser Methode, sich sein Geld zu verdienen.«

»Wahrscheinlich ist mein Job wirklich vollkommen unbedeutend, wenn man ihn mit Ihren Betrachtungen über Kittredges Theorien vergleicht. Aber er ist eben auch eine Art, sich seine Brötchen zu verdienen.«

»Ich habe jetzt keine Zeit mehr, Mr. Spenser.« Dieses Mal hatte er meinen Namen auswendig gewußt. Eine hervorragende Leistung.

»Dafür habe ich Verständnis, Dr. Hayden. Ich will mich auch kurz fassen. Terry Orchard steht unter dem Verdacht, ihren Freund, einen gewissen Dennis Powell, getötet zu haben.« Er zeigte keinerlei Reaktion. »Ich bearbeite diesen Fall, um den wirklichen Täter zu finden. Könnten Sie mir Informationen geben, die mir weiterhelfen?«

»Nein, tut mir leid.«

»Kannten Sie Dennis Powell?«

»Nein. Aber ich kann in meinen Notenbüchern nachschauen.«

»Das nützt mir nicht viel. Gibt es irgend etwas, an das Sie sich erinnern können? Etwas, das die beiden betrifft?«

»Leider nein. Ich erinnere mich weder an den Jungen noch an das Mädchen.«

»Wissen Sie, daß die Godwulf-Handschrift gestohlen wurde?«

»Ja.«

»Haben Sie eine Vorstellung, wo sie sich befinden könnte?«

»Mr. Spenser, so was ist doch absurd. Ich vermute, daß Ihr lebhaftes Interesse an mir auf der Tatsache beruht, daß ich mich mit der Literatur des Mittelalters beschäftige. Aber das heißt noch lange nicht, daß ich ein Dieb bin.«

»Danke«, sagte ich und stand auf.

»Nichts zu danken. Tut mir leid, daß ich Ihnen nicht helfen konnte.« Er hatte wirklich eine bemerkenswerte Stimme, tief und tragend. Sie war fast zu mächtig für diesen kleinen Raum. Als ich die Tür öffnete, saßen zwei Studenten draußen, Mäntel und Bücher in einem Haufen neben sich, sahen mich neugierig an. Im Fahrstuhl konnte ich Haydens Stimme hören: »Was kann ich für Sie tun, Mr. Vale?« Unten warteten bereits zwei Universitätspolizisten auf mich. Anscheinend war ich den Blicken der Empfangsdame doch nicht rechtzeitig entchwunden. Der eine hatte einen auffallend dicken Bauch und ein rundes pockennarbiges Gesicht. Der kleinere von beiden, ein Farbiger, trug einen schmalen Schnurrbart. Sie hatten keine Pistolen umgeschnallt, sondern Gummiknüppel. Der Dicke faßte mich am Ellenbogen. »Los!« stieß er zwischen den Zähnen hervor. Ich war völlig am Ende und wütend auf Hayden und die ganze Universität. »Lassen Sie sofort meinen Arm los!« rief ich. »Oder ich verpasse Ihnen ein blaues Auge!«

»Sie und wer noch?« fragte er. Ich entspannte mich. »Könnten Sie an Ihren freien Tagen nicht vorbeikommen und mir Vorlesungen über witzige Dialoge halten?« Der farbige Polizist grinste. Der Dicke sah mich verblüfft an und ließ meinen Arm los. »Was meinen Sie damit?« fragte er.

»Laß gut sein, Lloyd«, sagte der farbige Polizist. »Komm, Jim, wir müssen dich vom Universitätsgelände wegbringen!« Ich nickte. »Einverstanden, aber bitte nicht Arm in Arm. Das liegt mir nicht.«

»Mir auch nicht. Komm, Jim!«

Der Dicke nahm seinen Gummiknüppel und schlug damit gegen sein Bein. Während wir in Richtung Straße gingen, ließ er mich nicht aus den Augen. Als wir bei meinem Auto ankamen, öffnete mir der farbige Polizist mit einer kleinen Verbeugung den Wagenschlag.

»Laß dich hier bloß nicht mehr blicken!« sagte der Dicke.
»Das nächste Mal werden wir dich verhaften.«

»Verdammt«, antwortete ich. »Euer Boss hat mich selbst angestellt. Ich arbeite für die Universität.«

»Davon weiß ich nichts. Wir führen nur Befehle aus. Bleib also in Zukunft von der Universität weg!«

»In mir keimt der Verdacht, daß man dich gefeuert hat, Jim!« meinte der Farbige und schlug die Tür zu. Als ich losfuhr, standen sie noch immer da. Der Dicke starrte hinter mir her und klopfte wieder mit dem Gummiknüppel gegen sein Bein.

Es dämmerte bereits, und der Berufsverkehr verstopfte die Straßen. Langsam fuhr ich in mein Büro zurück. Als ich die Tür aufschloß, roch ich sofort Zigarettenrauch. Seit zehn Jahren hatte ich keine einzige Zigarette mehr angerührt. Ich umklammerte meinen Revolver und riß die Tür auf. An meinem Schreibtisch saß ein Mann. Ein anderer lehnte an der Wand. Im Zwielflicht glühte eine Zigarette. Keiner von beiden rührte sich. Ich ging rückwärts zur Wand und tastete nach dem Lichtschalter. Es wurde hell.

Der Mann an der Wand lachte. Es klang nicht sehr humorvoll. »Schau dir das an, Phil! Vielleicht macht er's für Geld noch mal.«

Der Mann an meinem Schreibtisch schwieg. Er trug Mantel und Hut. Die Füße hatte er auf den Schreibtisch gelegt. Ein Auge hinter seiner goldumrandeten Brille war milchigweiß. Über seine rechte Wange zog sich ein zwei Zentimeter breiter Blutschwamm. Die großen, kräftigen Hände hatte er über dem Magen gefaltet. Sein Gesicht blieb ausdruckslos. Der Anblick meines Revolvers schien ihn zu Tode zu erschrecken. Nur die Drohung, daß ich ihn gleich mit einem Löwenzahn auspeitschen würde, hätte ihn noch mehr verängstigt. »Steck das Ding weg!« befahl er. »Wenn wir mit der Absicht, dir die Zähne auszuschlagen, gekommen wären, hätte ich Sonny nicht erlaubt zu rauchen.« Seine Stimme klang heiser, als hätte er einen künstlichen Kehlkopf. Auf Sonnys Mondgesicht breitete sich ein Lächeln aus. Er war so breit wie hoch. Den Mantel hatte er abgelegt, den Hemdkragen aufgeknöpft, die Krawatte gelockert. Sein Hemd war unter den Achseln völlig

durchgeschwitzt. Ich steckte meine Waffe weg. »Unser Boss will dich sprechen«, sagte Phil. »Joe Broz?« fragte ich.

»Wie kommst du darauf?« erwiderte Sonny. »Er hat mich erkannt«, erklärte Phil. »Ja, du gehörst zu seinen Leuten.«

»Gehen wir!« sagte Phil und erhob sich. Er war mindestens ein Meter neunzig groß. Ich sah, daß seine rechte Schulter höher als die linke war. »Und wenn ich mich weigere?« fragte ich. »Ja, was machen wir, wenn er nicht will, Phil?« spottete Sonny.

»Gehen wir!« wiederholte Phil.

Wir gingen. Vor dem Haus stand ein Lincoln. Sonny setzte sich ans Steuer, Phil neben mich auf den Rücksitz. Große, weiche Flocken fielen vom Himmel. Die Scheibenwischer arbeiteten geräuschvoll. Ich starrte auf Sonnys Nacken. Sein langes, modisch geschnittenes Haar kräuselte sich über den Kragen seines weißen Trenchcoats. Er schien beim Fahren lautlos vor sich hinzusingen. Sein Kopf bewegte sich im Takt des Rhythmus, mit dem er auf das Lenkrad klopfte. Phil saß schweigend neben mir.

»Hat jemand von euch ›Der Pate‹ gesehen?« fragte ich. Sonny schnaubte. Phil ignorierte mich.

»Hast du in letzter Zeit mal wieder ein paar Lutschbonbonverkäufer zusammengeschlagen, Sonny?«

»Treib es nicht zu weit, Schnüffler. Sonst kannst du dir die Radieschen bald von unten ansehen.«

»Ich bin ein zu schwerer Brocken, Sonny. Deine Spezialität sind doch Schulkinder.«

»Verdammt!« Sonny schien in Fahrt zu kommen. Phil bremste ihn.

»Schnauze!« sagte er. Wir waren beide damit gemeint. »Nur eine harmlose kleine Unterhaltung, Phil, damit die Zeit schneller vergeht.«

Phil sah mich nur an. Sein Blick schüchterte mich mehr ein als jede Handgreiflichkeit. Ich fühlte, wie die Angst in meinen Armen und Beinen hochkroch. Ein Besuch bei Joe Broz zählte zu jenen Erfahrungen, auf die man gut verzichten konnte.

Die Fahrt war kurz. Sonny parkte den Lincoln vor einem Gebäude in der State Street. Phil und ich stiegen aus. Bevor ich die Tür zuschlug, streckte ich meinen Kopf noch einmal rein.

»Dort kommt eine energisch aussehende Politesse. Wenn du mit ihr nicht fertig wirst, Sonny, schrei! Ich werde dir zu Hilfe eilen!« Sonny fluchte.

Ich folgte Phil ins Haus. Wir fuhren mit dem Aufzug in den elften Stock. Am Ende des menschenleeren Korridors gingen wir durch eine Tür, auf der »Continental Consulting & Co.« stand. Nirgendwo ist Stille bedrückender als in einem Bürogebäude nach Feierabend. In dem Zimmer standen Stahlmöbel. Alle Lampen brannten. Auf dem Schreibtisch der Sekretärin herrschte geometrische Ordnung. An einer Wand hingen Drucke von Utrillo. »Gib mir deine Kanone!« befahl Phil.

Ich zögerte. Sein Ton gefiel mir nicht. Seine Aufforderung klang, als würde er sie mir notfalls auch mit Gewalt abnehmen. Andererseits war ich auf das gespannt, was kommen würde. Immerhin hatte sich Broz die Mühe gemacht, zwei seiner Spitzenleute nach mir loszuschicken. Irgendein Schuh mußte ihn sehr drücken. Außerdem paßte die Beschreibung, die mir Terry von dem einen Gangster gegeben hatte, genau auf Sonny. Phil schien sich nicht darum zu scheren, ob mir sein Ton gefiel oder nicht. Plötzlich hielt er eine Waffe in der Hand und zielte mir genau zwischen die Augen. Er war so schnell, daß ich die Bewegung nicht gesehen hatte. Ich nahm meinen Revolver aus dem Halfter und gab ihn ihm. In letzter Zeit wurde er mir erstaunlich oft abgenommen. Auch das gefiel mir nicht besonders. Phil steckte ihn in seine Manteltasche und

ging auf eine Tür zu. Es summte kurz, dann öffnete sie sich von allein. Ich sah mich um und entdeckte einen Monitor, der an der Decke versteckt angebracht war. Phil öffnete eine andere Tür und machte mir ein Zeichen, einzutreten.

Als erstes entdeckte ich mich selbst in einer der schwarzen Fensterscheiben. Davor stand ein aufgeräumter blauer Schreibtisch mit mehreren Telefonapparaten. Die Wände waren mit dunkelblauer Seide bespannt. Mein Blick fiel auf eine große Bar aus Ebenholz mit blauen Lederhockern. Der Mann, der abwartend davorstand, war Joe Broz. Sein Gehabe hatte immer etwas Theatralisches an sich. So, als wäre er unentwegt von Pressefotografen umgeben, deren Blitzlichter jede Sekunde aufflammen konnten. Da er nur mittelgroß war, hielt er sich sehr gerade. Jeden Zentimeter, den ihm Gott gegeben hatte, wollte er herausholen. Wenn er lächelte, sah es immer aus, als hätte er ein paar Zähne zu viel. Sein schwarzes Haar war streng nach hinten gekämmt und an den Schläfen leicht angegraut. Der Höcker auf seiner flachen, dicken Nase rührte von einem Bruch. Er trug einen weißen Anzug mit weißer Weste, ein dunkelblaues Hemd und eine weiße Krawatte. Über seine Brust spannte sich eine schwere Goldkette. Die dazugehörige Uhr steckte wahrscheinlich in der Westentasche. An seinem kleinen Finger funkelte ein riesiger Brillantring. Er drehte ein Glas zwischen seinen Händen hin und her.

»Tragen Sie jeden Tag blau und weiß?« fragte ich. »Oder lassen Sie Ihr Büro täglich neu ausstaffieren, damit es zum Anzug paßt?«

»Jemand hat mir schon erzählt, daß Sie ein Witzbold sind«, sagte er. Er sprach so prononciert wie ein Ansager. »Mein Informant scheint recht zu haben. Klären wir gleich die Fronten. Sie sind hier, weil ich nach Ihnen geschickt habe. Sie werden gehen, wenn ich es Ihnen befehle. Sie sind ohne jede

Bedeutung. Wenn Sie mich ärgern, werde ich Sie kaltmachen lassen. Kapiert?«

»Ja!« antwortete ich. »Aber geben Sie mir bitte einen Drink!«

Phil streckte sich auf der Couch in der anderen Ecke des Zimmers aus. Er seufzte leise auf. Broz ging zu seinem Schreibtisch, setzte sich und deutete auf einen Ledersessel. »Setzen Sie sich. Phil, mach ihm einen Drink!«

»Bourbon«, sagte ich, »mit Wasser.«

Phils Bewegungen waren steif. Seine Hände schienen von seinem Körper wie abgetrennt zu sein. Sie arbeiteten mit einer unglaublichen Sparsamkeit der Bewegungen. Ich wußte, daß mir bei ihm kein Fehler unterlaufen durfte. Ich lehnte mich in dem schwarzen Sessel zurück und trank einen großen Schluck. Der Bourbon war besser als meine Hausmarke. Es war zuviel Wasser drin, aber ich wollte deswegen keine Bemerkung machen. Es klopfte, und Phil schaute auf den in die Wand eingebauten Monitor und ließ dann Sonny herein. Er hatte seinen Mantel sauber über dem Arm gefaltet und die Krawatte zurechtgerückt. Wortlos setzte er sich in einen Sessel neben der Couch. Broz schenkte ihm keine Beachtung. Er starrte mich unentwegt mit seinen gelblichen Augen an.

»Sie bearbeiten gerade einen Fall«, sagte er. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. Ich bezweifelte, daß Broz überhaupt jemals Fragen stellte. Ich nickte.

»Erzählen Sie mir etwas darüber!« Ich schüttelte den Kopf.

Broz nahm eine große Meerschaumpfeife aus dem Pfeifenständer und begann, sie umständlich zu stopfen. »Spenser, Sie können sich die Art unserer Unterhaltung selbst aussuchen. Sie haben die Wahl.«

»Hören Sie, Broz, die Leute, die mich anstellen, erwarten von mir strengste Verschwiegenheit. Wenn ich bei jedem, der mich ausfragen will, die Karten auf den Tisch lege, kann ich mein Geschäft zumachen.«

»Ihre Chancen, je wieder zu arbeiten, sind im Augenblick sehr gering, Spenser.« Broz hatte die Pfeife zu seiner Zufriedenheit gestopft und sprach durch eine aromatische blaue Rauchwolke. »Ich weiß, daß Sie die Godwulf-Handschrift suchen. Ich weiß, daß Sie für Roland Orchard arbeiten. Was mich interessiert, ist das Ergebnis Ihrer Ermittlungen. Das ist kein Vertrauensbruch gegenüber Ihrem Klienten.«

»Was haben Sie damit zu tun?«

»Vielleicht bin ich auch eine der Parteien, die sich für das Manuskript interessieren.«

»Warum soll das Geschäft einseitig sein? Sie verraten mir, worin Ihr Interesse besteht, und ich verrate Ihnen, was ich weiß.«

»Ich fange an, ungeduldig zu werden, Spenser. Ich habe es nicht nötig, mit Ihnen zu verhandeln. Ich bekomme auch so, was ich will.« Ich schwieg.

»Überlassen Sie ihn mir, Mr. Broz!« warf Sonny aus seiner Ecke ein.

»Was willst du mit mir machen, Sonny?« fragte ich. »Soviel Schweiß vergießen, daß ich um Gnade flehe?«

»Du hast es so gewollt!« sagte Sonny und kam auf mich zu. Ich stand langsam auf. Sonny wog wahrscheinlich dreißig Pfund mehr als ich. Eine Menge seines Körpers bestand aus Muskeln. Aber auf seinen Rippen saß auch eine dicke Schicht Fett. Schnelligkeit schien nicht seine Stärke zu sein. Er holte mit der rechten Faust aus. Ich sprang zur Seite und schlug ihm gleichzeitig mit der Linken mitten ins Gesicht. Ich spürte den Nachschlag im Rücken. Aber Sonny war zäh. Er strauchelte, ging aber nicht zu Boden.

Seine linke Hand packte mich am Kragen. Mit der rechten holte er aus. Der Haken traf mich unter dem linken Auge. Ich sprengte seinen Griff, indem ich mit beiden Fäusten von unten

gegen sein Handgelenk schlug. Dann landete ich einen rechten Haken auf seiner Nase. Er stolperte rückwärts und fiel auf sein Hinterteil. Sofort war er wieder auf den Beinen. Er war jetzt auf der Hut. Mit tänzelnden Schritten umkreiste er mich. Plötzlich duckte er sich und stürmte auf mich zu. Wieder sprang ich zur Seite und stellte ihm dabei ein Bein. Er fiel ausgerechnet gegen den Schreibtisch seines Chefs und warf den Pfeifenständer um. Er ging mit dem Gesicht voraus zu Boden und blieb liegen. »Schaff ihn raus!« befahl Broz. Phil stand auf, packte Sonny am Kragen und schleifte den Stöhnenden durch eine Seitentür hinaus.

»Sonny scheint sich überschätzt zu haben«, bemerkte Broz. »Vielleicht hat er auch nur meine Kampfkraft unterschätzt«, antwortete ich.

Phil kehrte zurück und wischte sich die Hände am Taschentuch ab. »Frage ihn noch mal, Joe!« krächzte er. »Nachdem Sonny ihn verprügelt hat, klappt es vielleicht besser.« Sein Gesicht verzog sich zu etwas, das man als Lächeln deuten konnte.

Broz wirkte angewidert. »Ich möchte, daß Sie aus dem Geschäft aussteigen, Spenser«, sagte er. »Aus welchem Geschäft?«

»Aus dem Godwulf-Geschäft. Ich will nicht, daß Sie Staub aufwirbeln.«

»Was ist für mich dabei drin?«

»Gesundheit.«

»Wollen Sie Sonny noch einmal auf mich loslassen?«

»Ich kann zehn Sonnys auf Sie hetzen, wenn ich will. Oder auch Phil. Phil ist nicht Sonny.«

»Dafür habe ich ihn auch nie gehalten. Aber ich habe nun einmal den Auftrag, das Buch zu finden, angenommen.«

»Vielleicht taucht es bald wieder auf«, meinte Broz. Er lehnte sich in seinen teuren Sessel zurück und blies den Pfeifenrauch

mit zusammengekniffenen Augen zur Decke. »Sollte dies der Fall sein, müßte ich nicht mehr danach suchen.«

»Lassen Sie die Finger davon!« In einer bühnenreifen Pose legte er die Hände flach auf den Schreibtisch. »Ich habe Sie gewarnt!« sagte er. »Verschwinden Sie jetzt!« Was für ein Schauspieler! Phil erhob sich. Ich folgte ihm durch die Tür, durch die wir gekommen waren. Broz rührte sich nicht. Im Vorzimmer saß jetzt ein dünner Italiener und säuberte sich die Nägel mit einem großen Taschenmesser. Er kümmerte sich nicht um uns, als wir an ihm vorbeigingen.

Ein Taxi brachte mich in mein Büro. Dort saß ich lange Zeit im Dunkeln und schaute aus dem Fenster. Das Schneegestöber verursachte ein Verkehrschaos. Der Lärm der Schneepflüge drang durch das geschlossene Fenster herein. Ich war hundemüde. Mein Auge schmerzte. Meine linke Hand schwoll an. Es war lange her, seit ich einen Bissen gegessen hatte. Ich holte eine Flasche Bourbon aus meinem Schreibtisch, öffnete sie und trank. Wohltuende Wärme breitete sich in mir aus. Wo stand ich? Irgendwo hatte ich bei meinen Ermittlungen einen wunden Punkt berührt. Jemand hatte Broz alarmiert. Wer? Jeder konnte es sein, mit dem ich gesprochen hatte. Aber es mußte heute gewesen sein. Broz hatte im gleichen Augenblick zugeschlagen, als er davon erfahren hatte. Er war nicht der Mann, der lange zögerte. Broz paßte nicht ins Bild. Was hatte er mit dem Diebstahl des Buches zu tun? Es war keinen Cent wert, weil es nicht zu veräußern war. Aber hatte er nicht angedeutet, daß es in Kürze wieder auftauchen könnte, wenn ich mich aus allem heraushielt? Broz kannte eine Menge Leute. Vielleicht drückte er auch nur für jemand auf einen Knopf, ohne selbst in den Fall verwickelt zu sein. Und doch, etwas beunruhigte ihn. Er wollte den neuesten Stand meiner Ermittlungen wissen. Vielleicht ging es um den Mord an Powell. Dieser Gedanke lag näher. Terrys Beschreibung des einen Mannes paßte haargenau auf Sonny. Der andere war aber nicht Phil gewesen. Der würde sich nicht selbst die Finger schmutzig machen. Es erstaunte mich ohnehin, daß er meinetwegen hier erschienen war. Aber warum sollte sich Broz über ein vorlautes Kind wie Dennis Powell den Kopf

zerbrechen, zwei seiner Leute beauftragen, ihn zu töten, und dessen Freundin unter Drogen setzen? Und doch hatte jemand diese Gangster geschickt. Das waren Profis gewesen. Sie hatten Terrys Revolver, Gummihandschuhe, Drogen, alles. Das waren keine Studenten. Wie waren sie an ihren Revolver gekommen? Welches Interesse sollte Broz an einer Universität haben? Seine Hobbys waren Frauen und Rauschgift. Weiterbildung zählte bestimmt nicht dazu. Rauschgift schien der einzige Punkt zu sein, in dem sich Broz und die Universität trafen. Dennis war als Heroinhändler bekannt. Das bedeutete, daß er Verbindungen zur Unterwelt hatte. Und der Mord sah ganz nach Unterwelt aus. Joe Broz wollte also, daß ich mich aus der Sache heraushielt.

Aber was, zum Teufel, hatte er mit dem Buch zu tun? Ich wußte es wirklich nicht. Wie kamen die beiden Gangster an die Information, daß Terry eine Waffe besaß? Sie hatte zuvor mit einem Mädchen zusammengewohnt. Catherine Connelly, hatte mir Tower erzählt. Vielleicht sollte ich mich mal um dieses Mädchen kümmern. Noch einen Schluck Bourbon. Eigentlich war er gar nicht so übel. Gab mir ein angenehmes Gefühl der Überlegenheit und Tüchtigkeit. Das Telefon klingelte.

Ich nahm ab und meldete mich: »Firma Spenser. Sicherheitsabteilung. Wir schlafen nie.«

Pause. Dann sagte eine Frauenstimme: »Mr. Spenser?«

»Ja.«

»Hier spricht Marion Orchard, Terrys Mutter.«

»Wie geht's, Süße?« Ich nahm einen großen Schluck Bourbon.

»Mr. Spenser, sie ist weg.«

»Ich auch, Süße.«

»Nein, im Ernst, sie ist spurlos verschwunden. Ich mache mir solche Sorgen!«

Ich stellte die Flasche ab und sagte: »Verdammt.«

»Unser Anwalt teilte uns telefonisch mit, daß Terry zu einem polizeilichen Verhör kommen sollte. Ich ging in ihr Zimmer. Sie war nicht da. Wir haben 20000 Dollar Kautions bezahlt, und jetzt... Ich will, daß sie zurückkommt. Können Sie sie finden, Mr. Spenser?«

»Haben Sie eine Ahnung, wo sie steckt?«

»Ich... Mr. Spenser, wir haben schließlich *Sie* angestellt. Sie sind ausgesprochen unfreundlich. Das gefällt mir nicht.«

»Stimmt wahrscheinlich. Ich habe einen harten Tag hinter mir, habe kaum etwas gegessen, mich mit einem zähen Burschen geschlagen, zu viel Bourbon getrunken und bin gerade dabei, nach Hause zu fahren. Aber ich werde zu Ihnen kommen. Dann können wir über alles reden.«

»Bitte! Ich mache mir solche Sorgen!«

Ich legte auf, verkorkte die Flasche und stellte sie in den Schreibtisch. Vor meinen Augen flimmerte es, und mein Mund war pelzig. Ich zog meinen Mantel an, verschloß die Tür, ging hinunter und stieg in mein Auto ein. Ich fuhr ein Stück, parkte dann in einer Taxizone und kaufte ein Sandwich und einen großen Becher schwarzen Kaffee. Ich aß und trank, während ich in Richtung Newton raste. Es ist nicht einfach, beim Fahren einen doppelten Cheeseburger zu essen und Kaffee zu trinken. Tomatensaft und Öl tropften auf meine Hose. Am West Newton Square hielt ich noch einmal und kaufte einen zweiten Kaffee.

Ich fühlte mich hundeeidend. Die Wirkung des Bourbon ließ nach. Eine bleierne Müdigkeit breitete sich in mir aus. Ich sah auf meine Uhr. Es war 9.45 Uhr. Irgendwo hatte ich einmal gelesen, daß Kaffee die Wirkung des Alkohols nur verstärkt. Aber ich glaubte nicht daran. Nach dem Bourbon schmeckte er so grauenvoll, daß er einfach etwas Gutes bewirken mußte.

Die Schneepflüge waren noch nicht bis zu den Orchards vorgedrungen. Die Räder drehten durch. Der Wagen

schleuderte, als ich den Hügel hinauffuhr. Ich fühlte, wie mir kleine Rinnsale von kaltem Schweiß den Rücken hinunterliefen. Manchmal kam mir der Gedanke, daß ich für diesen Job eigentlich zu alt war. An meinem letzten Geburtstag war ich ein Jahr zu alt geworden. Ich steuerte den Wagen durch eine Schneewehe in die Zufahrt und watete über den Rasen zur Haustür. Das farbige Dienstmädchen erkannte mich und nahm Mantel und Hut entgegen. Sie führte mich wieder in die Bibliothek. Im Kamin loderte ein Feuer. In dem dunklen Fenster erhaschte ich einen Blick auf mich: Unrasiert, Flecken auf Hemd und Hose, offener Kragen. Der Bluterguß unter dem Auge würde mich noch einige Tage an Sonny erinnern. Marion Orchard kam herein. Sie trug ein knöchellanges Hauskleid, das vorne einen Reißverschluß hatte, ein dazu passendes Haarband und keine Schuhe. Sie schien genauso beherrscht wie das letzte Mal, aber ihr Gesicht war gerötet. Sie hatte getrunken. Ich auch. Wer nicht? Die Fahrt und der Kaffee hatten mich ernüchert. Ich war deprimiert, und mein Kopf schmerzte. Ich hatte das Gefühl, Sand im Magen zu haben. Wortlos ging sie zur Anrichte, schüttete Eis in ein Glas, spritzte Soda hinein und leerte es zur Hälfte. »Sie auch?« fragte sie. »Ja, Madam.«

»Scotch oder Bourbon?«

»Bourbon mit Wasser, bitte!«

Sie mixte den Bourbon in einem viereckigen Glas. Ich trank einen Schluck und fühlte, wie der Alkohol gegen den Kaffee und die Müdigkeit anzukämpfen begann. Ich würde ein größeres Quantum benötigen. So wie ich die Lage überblickte, ging es Marion Orchard ähnlich. »Wo ist Mr. Orchard?« fragte ich.

»In seinem Büro. Er sitzt hinter seinem großen Schreibtisch und kommt sich ungeheuer männlich vor.«

»Weiß er, daß Terry verschwunden ist?«

»Ja. Darum ist er ins Büro gefahren. Das hilft ihm. Aktien und Schuldscheine sind die einzigen Dinge, die er handhaben kann. Menschen, vor allem Töchter und Ehefrauen, ängstigen ihn zu Tode.« Sie trank ihr Glas aus, nahm mein halbvolles und machte zwei neue Drinks.

»Jeder hat etwas, vor dem er sich fürchtet«, sagte ich. »Haben Sie darüber nachgedacht, wo ich Terry finden könnte?«

»Wovor fürchten Sie sich denn?«

Der Bourbon schien den Kampf zu gewinnen. Ich fühlte mich bereits viel besser.

Als sie sich auf die Couch setzte und ein Bein unter das andere schob, zeichnete sich die Linie ihrer Schenkel deutlich unter dem blauen Stoff ab.

»Jene Dinge, die sich Menschen gegenseitig antun, erschrecken mich«, antwortete ich.

Sie trank weiter. »Falsch«, sagte sie. »Das erweckt nur Ihr Mitleid, aber das ängstigt Sie nicht. Ich lebe seit zweiundzwanzig Jahren mit einem Mann, der Angst hat. Ich verließ damals die Universität, um ihn zu heiraten.« Ich wartete.

Aber sie schien nichts mehr sagen zu wollen. »Was ist mit Terry?« fragte ich leise.

»Ach, zum Teufel mit Terry!« antwortete sie. »Als ich so alt war wie sie, heiratete ich ihren Vater. Ich wartete vergeblich auf einen Mann mit breiten Schultern, der mir aus dem Schlamassel raushalf.« Sie mixte zwei neue Drinks, drückte mir mein Glas in die Hand und legte ihre Hand auf meinen Arm.

»Wieviel wiegen Sie?« fragte sie. »180 Pfund.«

»Sie trainieren viel, nicht wahr?«

»Ich schaffe fünfundzwanzig Kniebeugen hintereinander.«

»Wo haben Sie sich die Nase gebrochen?« Sie lehnte sich sehr weit vor, um sie zu untersuchen. Ihr Haar duftete nach Kräutern.

»Ich boxte einmal im Schwergewicht.«

Ihr Gesicht war zwei Zentimeter von dem meinen entfernt. Ich schob meine linke Hand unter ihren Hinterkopf und küßte sie. Sie erwiderte meinen Kuß leidenschaftlich. Das Glas fiel ihr aus der Hand und verspritzte seinen Inhalt auf den Teppich. Unter ihrem blauen Kleid war sie nackt. Ich legte einen Arm um ihren Rücken, den anderen unter ihre Knie, hob sie auf und trug sie zur Couch. Sie biß und kratzte, aber ich empfand keinen Schmerz. Nachdem alles vorbei war, fühlte ich mich wie nach einer schweren Schlacht. Was es ja wohl auch irgendwie gewesen war.

Sie lief zur Bar, um uns zwei neue Drinks zu mixen. Bis auf den hübschen Po war ihr Körper überall tiefbraun. Sie hatte einen schönen Körper. In jeder Hand einen Drink kam sie zu mir zurück. Sie trank ihr Glas halb leer und zündete sich eine Zigarette an. Nach einem tiefen Lungenzug hob sie ihr Kleid vom Boden auf und schlüpfte hinein. Und da waren wir wieder: Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

»Ich glaube, daß Terry bei einer Gruppe in Cambridge ist, die sich ›Die Sekte vom Moloch‹ nennt. Früher, wenn sie Drogen brauchte oder Streit mit ihrem Vater hatte, suchte sie dort Unterschlupf. Eine ihrer Freundinnen erzählte es mir mal.«

Das hatte Marion Orchard schon bei ihrem Anruf gewußt. Aber sie hatte mich dennoch kommen lassen. »Wo wohnt diese Sekte?«

»Keine Ahnung. Ich weiß ja nicht einmal, ob sie sich auch wirklich dort aufhält. Es ist nur eine Vermutung.«

»Warum ist Terry weggelaufen?« Ich nannte sie nicht beim Namen. Nach unserem Zwischenspiel auf der Couch kam mir Mrs. Orchard ein wenig albern vor. Auf der anderen Seite

wollte ich nicht plump-vertraulich wirken. »Streit mit ihrem Vater.« Auch sie vermied es, mich beim Namen zu nennen. »Weswegen?«

»Er will, daß sie in seine Fußstapfen tritt. Er will, daß sie seinen Erfolg krönt, indem sie die Wunschtöchter spielt, die er sich erträumt. Sie dagegen bestraft ihn dafür, daß er nicht der Vater ist, den sie sich erträumte, Spenser.« Auch eine Art, Namensprobleme zu lösen. Sie ließ einfach das Mister unter den Tisch fallen. Vielleicht sollte ich sie bloß »Orchard« nennen? »Können Sie mir nicht noch etwas über Terry und ›Die Sekte vom Moloch‹ erzählen? Es ist nach Mitternacht, und ich hatte gestern und heute ein großes Pensum zu bewältigen.«

Sie errötete. »Sie kommen mir vor wie ein Terrier auf Mäusejagd. Nichts kann sie ablenken.«

»Das ist nicht ganz richtig, Marion«, erklärte ich. »Manchmal lasse ich mich doch ablenken.«

Ihre Röte wurde noch intensiver. Sie lächelte. »Ich frage mich, ob Sie nicht auch da an Terrys Verschwinden gedacht haben.«

»Nein. Ich hatte aufgehört zu denken.«

»Vielleicht.«

Ich schwieg. Vor lauter Müdigkeit hatte ich Mühe, den Mund zu bewegen.

»Nein, ich kann Ihnen nicht mehr erzählen«, sagte sie. »Aber werden Sie sie suchen? Können Sie Terry finden?«

»Ich werde tun, was ich kann. Hat Ihnen Ihr Anwalt gesagt, warum die Polizei sie sprechen wollte?«

»Nur, daß Lieutenant Quirk morgen mit ihr reden wollte.«

Ich stand auf. Zum Teil, um zu sehen, ob ich überhaupt noch in der Lage dazu war. Marion erhob sich ebenfalls. »Danke, daß Sie gekommen sind. Ich weiß, daß Sie Ihr Bestes tun

werden, um Terry zu finden. Es tut mir leid, daß ich Sie so lange aufgehalten habe.«

Sie reichte mir die Hand. Mein Gott, sie waren alle so verdammt gut erzogen. Würdige Mitglieder der Bostoner Society. Ja, Madam... Vielen Dank, Madam. Vielen Dank für den Drink und das Spielchen auf der Couch, Madam. Es war mir ein Vergnügen, Ihnen zu Diensten zu sein, Ihnen und dem Herrn Gemahl, Madam. Ich drückte ihre Hand. Verdammt sollte ich sein, wenn ich sie geschüttelt hätte! »Ich werde sie schon finden, Marion. Es wird schon alles klappen.« Sie nickte stumm. Gleich würde sie in Tränen ausbrechen. »Ich finde die Haustür schon allein«, sagte ich. »Machen Sie sich keine Sorgen. Ich bringe Terry nach Hause!«

Sie nickte noch einmal. Im Korridor konnte ich den ersten erstickten Schluchzer hören. Wahrscheinlich würde sie die ganze Nacht hindurch weinen. Ich trat in die stille weiße Nacht hinaus und stieg in mein Auto. Während ich in die Stadt zurückfuhr, fühlte ich mich durch und durch klein und erbärmlich.

Gegen 1.30 Uhr war ich in meinem Apartment. Ich streifte die Kleider ab und stellte mich unter die Dusche. Im Schlafzimmer schlüpfte ich in frische Sachen und warf einen sehnsüchtigen Blick auf mein Bett. Aber ich wahrte Abstand. Auf Socken tappte ich ins Wohnzimmer, um einen Freund anzurufen, der beim *Globe* Nachtdienst hatte. Ich fragte ihn, wo ich die Sekte vom Moloch finden könnte. Er nannte mir eine Adresse in Cambridge. Über die Gruppe selbst wußte er nicht viel. »Die Sekte hat nur wenig Mitglieder«, sagte er. »Sie tragen schwarze Roben, halten spiritistische Sitzungen bei Kerzenschein ab und ähnlichen Quatsch. Moloch war eine Art phönizischer Gott, der Menschenopfer verlangte. In ›Das verlorene Paradies‹ wirft ihn Milton mit Beelzebub, Satan und den gefallenen Engeln in einen Topf. Mehr weiß ich nicht. Wir haben einmal auf der Lokalseite was über sie gebracht.« Ich bedankte mich, legte auf und ging ins Schlafzimmer, um meine Schuhe anzuziehen. Dazu setzte ich mich auf den Bettrand. Und damit beging ich einen entscheidenden Fehler. So lange ich in Aktion gewesen war, hatte ich die Müdigkeit bekämpfen können. Vom Sitzen zum Liegen ist nur ein kurzer Weg. Ich legte mich zurück, nur für eine Minute, und schlief ein.

Neun Stunden später erwachte ich in der gleichen Stellung. Das helle Tageslicht blendete mich. Ich marschierte in die Küche, stellte die Kaffeemaschine an und wankte ins Badezimmer. Nachdem ich mich rasiert und geduscht hatte, trank ich Kaffee, mit viel Sahne und Zucker. Nebenbei schnitt ich Peperoni und Tomaten für ein spanisches Omelett klein. Es

hatte aufgehört zu schneien. Ich erhitzte das Fett in der Pfanne und schlug die Eier hinein. Als sie richtig waren, gab ich das Gemüse hinzu und wendete das Omelett in der Luft. Im Hochwerfen von Omeletts bin ich einsame Klasse. Weniger gut schien ich in allem zu sein, was mit Terry Orchard und dem Godwulf-Manuskript zusammenhing. Zum Omelett verzehrte ich dicke Scheiben Pumpernickel und trank noch drei Tassen Kaffee. Ich fühlte mich in Hochform. Okay, Terry Orchard, ich komme! Du kannst davonlaufen, aber du kannst dich nicht verstecken. Einen Augenblick lang liebäugelte ich mit dem Gedanken, unterwegs anzuhalten und Joe Broz ein wenig zu ärgern. Dann verwarf ich ihn wieder. Statt dessen machte ich mich auf den direkten Weg nach Cambridge.

Die Straße, die mir mein Freund vom *Globe* genannt hatte, lag im Norden. Ich fuhr eine schmale Straße hinauf, die noch nicht geräumt war. Dennoch konnte ich im Schnee keine Abdrücke von Pferdefüßen entdecken. Kein Schwefelgeruch hing in der Luft, keine Seufzer der Verzweiflung drangen an mein Ohr. Das Haus schien verlassen zu sein. Seine Bewohner waren entweder zur Arbeit oder in die Universität gegangen. Jeder dritte im Viertel besucht die Universität. So geräuschlos wie nur möglich stieg ich die Treppen hoch, bis zu einer Wohnungstür, an der nur »Moloch« stand. Ich klopfte. Nichts rührte sich. Ich drückte die Klinke hinunter. Die Tür war verschlossen. Ich brauchte genau dreißig Sekunden, um sie mit einem Spezialschlüssel zu öffnen. Links am schmalen Gang lag die Küche, rechts davon war die halb offenstehende Badezimmertür. Es herrschte Totenstille. Durch einen Bogengang gelangte ich in einen Raum, der früher das Wohnzimmer gewesen sein mußte. Im Erker an der rechten Wand stand ein Altar aus Obstkisten und Pappkartons, mit rotem und schwarzem Samt bespannt. Darüber hing ein Kruzifix, wie man es für ein paar Groschen im Kaufhaus

erstehen kann: aus Plastik, mit einem roten Herzen, das sich über die fleischfarbene Brust wölbte. An beiden Seiten des Kreuzifixes hingen Totenköpfe. In den geschmacklosen Leuchtern brannten die Kerzen zum Teil noch. Auch die Wände waren mit schwarzem Samt verkleidet. Bei Tage wirkte er schäbig und zerschissen. Den Fußboden hatte man schwarz gestrichen. Überall lagen Kissen herum. Der eigenartige Geruch von Weihrauch und Marihuana erfüllte den Raum. Ich lief in die Küche, deren Einrichtung aus einem Holztisch mit Wachstuchdecke und einem alten Ausguß bestand. Im Schlafzimmer lagen fünf Matratzen. Im Schrank hingen zwei Paar weiße Jeans, ein Arbeitshemd und ein olivfarbenes Unterhemd. Ob die Eigentümer weiblichen oder männlichen Geschlechtes waren, wußte ich nicht. In den anderen beiden Schlafzimmern sah es ähnlich aus. In einer Kammer neben der Küche lag mindestens ein Dutzend schwarze Roben. In den Regalen fand ich eine Fünfpfundtüte mit braunem Reis, Erdnußbutter und einen Laib Brot. Im Kühlschrank waren eine Flasche Traubensaft, sieben Büchsen Cola und drei Salatgurken. Vielleicht hatten sie ein Nummernkonto in der Schweiz, obwohl es nicht so aussah, als würde die Sekte vom Moloch eine hohe Rendite ab. Ich verließ die Wohnung, schloß hinter mir ab, lief hinunter und stieg in meinen Wagen. Die Mittagssonne ließ den Schnee schmelzen. Drei Häuser weiter harrete ich dessen, was kommen würde. Es wurde bereits wieder kalt, und der geschmolzene Schnee verkrustete, als sie endlich erschienen. Aus einem zerbeulten grünen VW-Bus stiegen acht junge Leute. Eines der drei Mädchen war Terry. Sie gingen in die Wohnung, die sie wahrscheinlich ihren Tempel nannten. Ich blieb im Auto sitzen. Was sollte ich mit Terry machen, nun, da ich sie gefunden hatte? Schließlich konnte ich sie nicht an den Haaren herauszerren und in den Kofferraum sperren. Sie würde immer wieder weglaufen. Und

irgendwann würde ich es leid sein, hinter ihr herzujagen und sie nach Hause zu schleppen.

Dann war es dunkel. Hinter dem VW-Bus parkte eine alte Limousine und spuckte noch fünf Jugendliche aus. Das einzige Richtige wäre, Marion Orchard anzurufen, damit sie die Polizei benachrichtigte. Schließlich wäre es deren Aufgabe, Terry hier herauszuholen. Ich hatte keine Vollmacht. Ich sah auf meine Uhr. Es war 7.15 Uhr. Ich zog meinen Mantel aus, stieg aus und ging ins Haus. Dieses Mal war ich noch vorsichtiger. An der Wohnungstür blieb ich stehen und lauschte. Musik klang heraus. Der Geruch von Weihrauch und Rauschgift war jetzt stärker. Ab und zu hörte ich das Klingeln von Glöckchen, so wie bei einer Messe. Plötzlich hörte ich ein ersticktes Geräusch, als würde jemand in ein Kopfkissen schluchzen. Ich holte meinen Schlüssel heraus und öffnete die Tür. Drinnen war es heiß und stickig. Nirgends brannte Licht.

Die Musik kam aus dem Wohnzimmer. Eine Männerstimme sang dazu. Trotz der Hitze fröstelte mich. Meine Kehle war wie zugeschnürt. Wieder klingelten die Glöckchen. Ich schlich durch den Bogengang. Vor dem Altar stand nun ein großes Kreuz. Darauf hatte man, wie in einer Parodie der Kreuzigung, Terry Orchard mit einer Wäscheleine festgebunden. Sie war nackt. Ihren Körper hatten sie mit spiritistischen Zeichen bemalt. Ein breites Stück Klebeband verschloß ihr den Mund. Vor ihr stand ein großer, muskulöser Mann, der auch fast nackt war. Seinen Kopf verbarg eine schwarze Kapuze. Auf seinem Körper erkannte ich die gleichen Zeichen. Die anderen jungen Leute saßen in schwarzen Kutten im Halbkreis um das Kreuz herum. Der Mann hielt einen Stab aus schwarzem Holz in der Hand, sang eine monotone Weise in einer fremden Sprache und wiegte sich rhythmisch zur Tonbandmusik.

Ich zog meinen Revolver und schoß ins Tonbandgerät. Mit der Explosion des Schusses verstummte auch die Musik. Die

Stille war lähmend. Ich hielt sie alle mit meiner Waffe in Schach, hatte aber vor allem den Verrückten mit der schwarzen Kapuze im Schußfeld. Mit der Linken holte ich ein Klappmesser aus der Hosentasche. Niemand gab einen Laut von sich, als ich hinter das Kreuz trat und Terry losschnitt, ohne mein Publikum eine Sekunde lang aus den Augen zu lassen. Als die Stricke rissen, fiel Terry um. Ohne hinunterzuschauen packte ich sie am Arm und zog sie hoch. Der Bursche mit der Kapuze und dem Stab verfolgte jede meiner Bewegungen mit den Augen. Sein starrer Blick durch die beiden Löcher in der Kapuze machte mich nervös. Die Tatsache, daß sie zu zwölf waren und ich ganz allein, ebenfalls. Meine Hand noch immer um Terrys Arm geklammert, gingen wir rückwärts aus dem Zimmer und durch den Bogengang. Die kühle Luft im Treppenhaus kam mir wie das Wehen eines Engelflügels vor der Pforte zur Hölle vor. »Ich werde die Tür jetzt schließen«, sagte ich laut. Meine Stimme schien einem Fremden zu gehören. »Wenn sie aufgeht, schieße ich!«

Niemand sagte ein Wort. Nichts rührte sich. Ich ließ Terrys Arm los und schloß die Tür. Dann faßte ich sie wieder unter und eilte mit ihr die Treppen hinunter. Niemand verfolgte uns. Wir rannten zum Wagen. Im Geiste sah ich, wie wir von oben aus eine prächtige Zielscheibe abgaben. Ich schob Terry hinein, kletterte hinters Steuer, und Sekunden später fuhren wir los. Erst einen Block weiter hielt ich an. Terry war noch immer nackt und geknebelt. Sie kauerte in der äußersten Ecke ihres Sitzes. Ich langte auf den Rücksitz und reichte ihr meinen Mantel. Sie hüllte sich darin ein. »Vielleicht sollten Sie das Klebeband abmachen«, sagte ich.

Vorsichtig löste sie es und spuckte ein aufgeweichtes Papiertaschentuch aus. Sie sagte nichts. Die Heizung erwärmte langsam das Wageninnere. Ich stellte das Radio an. Wir fuhren

den Charles und den Memorial Drive hinunter und über die Mass Avenue Bridge. Von hier aus hat man eine großartige Aussicht auf Boston. Besonders nachts, wenn die Stadt ein einziges Lichtermeer ist.

Ich bog in die Marlborough Street ein und bremste vor meiner Wohnung. Terry wartete, bis ich ausgestiegen war und ihr die Tür aufhielt. Sie war gut erzogen. Obwohl sie barfüßig über das vereiste Pflaster gehen mußte, verzog sie keine Miene. Wahrscheinlich merkte sie es nicht einmal. Wir fuhren mit dem Fahrstuhl hinauf.

Neugierig sah sie sich in meiner Wohnung um. So, als hätten wir uns vor ein paar Stunden auf einer Cocktailparty kennengelernt, und ich hätte sie eingeladen, sich meine Schnitzereien anzusehen. Ich fühlte den unglaublichen Drang, hysterisch loszulachen. Aber ich unterdrückte ihn noch rechtzeitig, ging in die Küche und mixte uns zwei große Bourbon mit viel Eis. Dann ließ ich ihr heißes Wasser in die Badewanne laufen. Sie folgte mir wie ein Hündchen. »Hinein mit Ihnen!« sagte ich. »Nehmen Sie ein langes, heißes Bad! Ich richte in der Zwischenzeit das Abendessen. Wir werden es nicht bei Kerzenlicht verzehren, sondern bei vielen hellerscheinenden Lampen.« Ich schob sie sanft ins Badezimmer und schloß die Tür hinter ihr.

»Da steht irgendwo eine Flasche Badeöl!« rief ich, wartete, bis ich sie plätschern hörte, und verzog mich in die Küche. Ich setzte einen Topf Wasser für den Reis auf und holte vier Hühnerbrüstchen aus dem Kühlschrank. Ich kochte sie mit Wein, Butter, Sahne und Pilzen. Während das Ganze vor sich hinköchelte, wusch ich den Salat und machte eine Sauce aus Zitronensaft, Olivenöl, Honig und Weinessig. Im Kühlschrank standen noch zwei Flaschen Rheinwein. Eigentlich hatte ich andere Pläne mit ihm gehabt. Aber das war jetzt egal.

Gerade war der Tisch im Wohnzimmer gedeckt, als Terry aus dem Bad kam. Sie hatte sich in ein Badetuch gewickelt und das Haar hochgesteckt. Ihr Gesicht war wieder besser durchblutet. Ich gab ihr meinen Bademantel. Sie ließ das Handtuch erst fallen, nachdem sie hineingeschlüpft war. Mir fiel ein, daß ich sie in der kurzen Zeit, in der wir uns kannten, bereits zweimal nackt gesehen hatte. Sie setzte sich auf den Küchenstuhl und sah mir zu, wie ich die Biskuits in den Ofen schob.

Seit ich sie herausgeholt hatte, war kein einziges Wort über ihre Lippen gekommen. Nun fragte sie: »Haben Sie eine Zigarette?«

In einer Küchenschublade fand ich eine halbleere Packung, die eine Freundin vergessen hatte. Ich gab ihr Feuer, und sie inhalierte tief und ließ den Rauch langsam durch die Nase entweichen. Mein Magen zog sich zusammen. Vor langer Zeit hatte ich einmal jemand gekannt, der genau die gleiche Angewohnheit gehabt hatte.

Ich holte den Korkenzieher und entkorkte die Flasche. Nachdem unsere Gläser gefüllt waren, nahm ich die Biskuits aus dem Ofen und servierte das Abendessen. Sie nahm nur kleine Bissen und nippte bloß am Wein. Aber sie aß ihren Teller leer. Ich den meinen auch. Wir redeten noch immer nichts. Als wir mit dem Essen fertig waren, machte ich Kaffee und stellte die vollen Tassen auf den kleinen Tisch vor der Couch. Sie rauchte noch eine Zigarette. Wenn sie sich vorbeugte, um sich Feuer geben zu lassen, hielt sie mit einer Hand den Bademantelausschnitt zusammen. Schließlich stand ich auf und sagte: »Sie können in meinem Bett schlafen. Ich schlage hier mein Lager auf.« Ich ging zur Schlafzimmertür. Sie kam mir nach. »Tut mir leid, daß ich keinen Schlafanzug habe. Aber Sie können ein Hemd von mir anziehen.«

»Nein, danke«, antwortete sie. »Ich schlafe sonst auch immer ohne.«

»Okay! Gute Nacht. Wir reden morgen früh über alles.« Sie schloß die Tür hinter sich. Nach einer kleinen Weile öffnete sie sie wieder einen Spalt. Ich hörte, wie sie ins Bett stieg, räumte noch das Geschirr weg und stellte es in die Spülmaschine. Dann duschte und rasierte ich mich. Ein eigenartiges Gefühl beschlich mich. Ähnlich mußte meinem Vater zumute gewesen sein, wenn wir Kinder alle im Bett lagen und er als einziger im Haus noch auf war. Ich nahm eine Decke aus dem Schrank, löschte das Licht und legte mich auf die Couch.

Im Schlafzimmer hörte ich ein leichtes Klicken. »Spenser?« rief Terry. »Ja?«

»Können Sie mal bitte kommen?«

Ich stand auf, schlüpfte in meine Hosen und ging mit einer brennenden Zigarette zu ihr hinein. Sie hatte die Decke bis zum Kinn hochgezogen. »Setzen Sie sich zu mir!« bat sie. Ich setzte mich.

»Haben Sie mal auf einer Farm gearbeitet?« fragte sie. »Nein.«

»Mein Großvater, der Vater meiner Mutter, hatte eine in Illinois. Sie molken da ungefähr fünfzig Kühe am Tag. Er war nicht so groß wie Sie, aber er hatte genauso muskulöse Arme.« Ich nickte.

»Wissen Sie, daß Sie, obwohl ich Sie nur viermal in meinem Leben gesehen habe, der einzige Mensch auf der Welt sind, dem ich vertraue?« Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Dennis ist tot. Mutter und Vater benutzen mich, um sich gegenseitig auszuspielen. Ich dachte, ich könnte der Sekte vom Moloch beitreten. Sie sind aus der Gesellschaft ausgestiegen, und nicht mehr länger von dem Mist abhängig, den mir mein Vater den ganzen Tag predigt. Ich dachte, sie würden einen so nehmen, wie man ist. Aber nein!« Ihre Stimme bebte. »Man muß erst eine Weihe über sich ergehen lassen!« Ich streichelte ihr übers Haar. Die Zigarette war zu Ende. Ich legte den

Stummel in den Aschenbecher auf dem Nachttisch. »Wissen Sie, worin diese Weihe besteht?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

Ihre Tränen waren nicht mehr aufzuhalten. Ich beugte mich vor und nahm sie in die Arme. Sie drückte sich an mich.

»Schlafen Sie jetzt!« sagte ich mit leiser Stimme.

Am nächsten Morgen fuhr ich Terry nach Hause. Keiner erwähnte auch nur mit einem Wort die Moloch-Sekte oder die Ereignisse der vergangenen Nacht. Dafür ging ich mit ihr noch einmal alle Einzelheiten der Mordnacht durch. Aber es kam nichts dabei heraus. Ich gab ihr eine genaue Schilderung von Sonny. Ja, er konnte einer der beiden Männer gewesen sein. Die Droge, die sie schlucken mußte, hatten die Gangster mitgebracht, und auch ihren Revolver. Ja, Catherine Connelly hatte eine Zeitlang mit ihr in der Wohnung gewohnt. Dann war Dennis Powell eingezogen. Cathy und sie hatten sich in aller Freundschaft getrennt. Sie wohnte jetzt am Fenway, nicht weit vom Museum, nahe beim Fluß. Die Hausnummer wußte Terry nicht. Ich parkte den Wagen vor Roland Orchards Haus und ließ sie aussteigen. Sie streckte ihren Kopf noch einmal durch die offene Tür. »Rufen Sie mich an!«

»Klar!«

Sie schlug die Wagentür zu, und ich gab Gas. Im Rückspiegel sah ich sie langsam auf das Haus zugehen. Dann drehte sie sich um und winkte. Ich hupte.

Zurück nach Boston. Diese Strecke kannte ich bald auswendig. Ich verließ den Storrow Drive in Charlesgate und fuhr über die Commonwealth Avenue. Die dünnen, kahlen Äste der Trauerweiden bogen sich unter ihrer schweren weißen Last.

Ich parkte an der Kreuzung Westland Avenue und Fenway und ging in einen Drugstore. Im Telefonbuch stand keine Catherine Connelly. So begann ich, die Häuser abzusuchen, und studierte die Namensschilder. Langsam arbeitete ich mich

zum Museum vor. Im dritten Block hatte ich endlich Glück. Catherine Connelly, zweiter Stock. Ich klingelte. Nichts rührte sich. Ich klingelte noch einmal und ließ den Finger auf dem Klingelknopf. Wieder nichts. Ich drückte auf alle Klingeln. Niemand machte auf. Eine gerissene Gesellschaft war das. Endlich tauchte ein dickbäuchiger Mann in grünem Hemd und grüner Hose auf. »Was ist los?« fragte er.

»Sind Sie der Hausmeister?«

»Was haben *Sie* gedacht?« Seine Zigarette, die aussah, als hätte er sie im Rinnstein gefunden, baumelte im rechten Mundwinkel.

»Ich habe Sie für Knecht Ruprecht gehalten, der nachsehen will, ob für Weihnachten alles okay ist.«

»Hä?«

»Ich suche eine junge Frau; Catherine Connelly! Sie macht nicht auf.«

»Dann ist sie nicht zu Hause.«

»Kann ich mich selbst davon überzeugen?«

»Hören Sie auf, die Leute mit Ihrer Klingelei zum Narren zu halten!« sagte er und warf die Tür zu. Ich widerstand der Versuchung, auf alle Klingeln zu drücken und davonzulaufen. Kindskopf, schimpfte ich mich, als ich in den Wagen stieg und zur Universität fuhr. Vielleicht würde ich Catherine Connelly dort finden. Ich parkte auf einem Platz, der für Dekan Mersfelder reserviert war, und ging in die Redaktion der Studentenzeitung. Iris Milford saß wieder an ihrem metallenen Schreibtisch. Ein paar andere Studenten hockten ebenfalls an Schreibtischen. Sie erkannte mich sofort. »Ein hübsches Veilchen hat man Ihnen verpaßt!« bemerkte sie.

Ich hatte Sonnys Haken bereits vergessen. Der Bluterguß sah schlimmer aus, als er war. Aber wenn ich das Auge berührte, tat es noch immer verdammt weh. »Ich bin sehr anfällig für blaue Flecken«, sagte ich. »Aber klar doch!«

»Darf ich Sie zum Mittagessen einladen?«

»Immer!« erwiderte sie, schloß den Aktendeckel, nahm ihre Tasche und kam hinter ihrem Schreibtisch hervor. Die Gänge waren überfüllt, stickig und laut. Eine Geruchsmischung aus Rauch, Schweiß und nach schweren Wintermänteln erfüllte die Luft. Wir kämpften uns ins Parterre durch und gelangten schließlich ins Freie. Ich rief ein Taxi und dirigierte den Fahrer zu einem Versicherungsgebäude, in dessen Obergeschoß sich ein hübsches Restaurant befand. Ich war dort Stammgast. Aus dieser Höhe sah die Stadt sauber und ordentlich aus. Die endlosen Siedlungshäuser aus rotem Backstein, längst zu Slums geworden, ergaben ein hübsches, geometrisches Muster.

Wir tranken einen Aperitif und bestellten. Iris blickte auf die ordentlichen kleinen Backsteinhäuser hinunter. »Wenn man weit genug weg ist, sieht es eigentlich ganz hübsch aus, nicht wahr?« sagte sie. »Man kriegt nur Ordnung in eine Sache, wenn man sie aus der Entfernung betrachtet. Dicht davor sieht alles chaotisch aus.«

»Ja. Aber die Wirklichkeit ist immer hautnah. Wir sehen nur das Leben anderer Menschen aus einer gewissen Distanz.«

»Da haben Sie recht!« meinte sie. »Ich genehmige mir noch einen.«

Ich bestellte noch zwei Drinks.

»Okay, Spenser, was haben Sie auf dem Herzen? Sie sind nicht der Typ, der ein armes farbiges Mädchen zum Essen einlädt, um sie anschließend zu verführen. Selbst dann nicht, wenn dieses Mädchen so verführerisch ist wie ich. Was wollen Sie?«

Sie gefiel mir wirklich. Durch nichts zu erschüttern, ehrlich und lebensklug.

»Erzählen Sie mir was über Catherine Connelly.«

»Was wollen Sie hören?«

»Ich weiß gar nichts. Sie soll einmal mit Terry Orchard zusammengewohnt haben. Als Dennis Powell einzog, mietete sie sich im Fenway eine Wohnung. Heute morgen wollte ich sie besuchen, aber sie war nicht zu Hause.«

»Viel mehr weiß ich auch nicht. Wir hörten beide eine Chaucer-Vorlesung, und ich habe ein paarmal ihre Notizen kopiert. Ich kenne sie wirklich nicht sehr gut.«

»Gehört sie der SGDKA an?«

»Soviel ich weiß, nein. Sie war immer eine Einzelgängerin. Auf dem Universitätsgelände sah man sie nur selten. Aber das hat nicht viel zu bedeuten. Es ist so groß, daß einem nicht einmal eine Rhinocerosherde auffallen würde.«

»Freunde?«

»Nicht, daß ich wüßte. Aber ich sagte Ihnen ja bereits, daß ich sie kaum kenne. Meine Auskünfte können ebenso gut falsch sein.«

»Wo kann ich ein Bild von ihr bekommen?«

»In der Verwaltung, schätze ich. Dort holen wir uns auch unsere Informationen: zum Beispiel, wenn jemand zum Captain des Hockeyteams ernannt wurde. Die Universitätspolizei kann es Ihnen aber sicher auch besorgen.«

»Nicht dran zu denken, Iris. Die letzte Unterhaltung mit denen endete mit einem Rausschmiß. Sie mögen mich nicht besonders.«

Sie riß die Augen auf. »Ich dachte, die hätten Sie eingestellt!«

»Ja, aber diese Tatsache ist ihnen bereits übel aufgestoßen.«

»Sie haben wirklich eine erfolgreiche Woche, Spenser. Jemand verpaßt Ihnen ein blaues Auge, die Universitätspolizei schmeißt Sie hinaus und kündigt Ihnen. Catherine Connelly ist unauffindbar. Wie gut, daß Sie nicht zu Depressionen neigen.«

»Wie Sie vorhin bereits richtig erkannten: Aus der Nähe betrachtet, ist alles ein Chaos.«

»Was wollen Sie eigentlich von Catherine Connelly?«

»Sie war Terrys Zimmergenossin. Vielleicht weiß sie, wie die Gangster zu Terrys Revolver kamen.«

»Mein Gott, sie machte einen ganz netten Eindruck.«

»So etwas steht niemandem im Gesicht geschrieben, Herzchen!« Sie nickte. »Nachspeise?«

»Ja. Sehe ich aus, als würde ich darauf verzichten?« Ich verlangte noch einmal die Speisekarte. »Ich besorge Ihnen das Bild«, versprach Iris. »Ich werde denen erzählen, ich bräuchte Cathys Bild für eine Story. Das fällt nicht auf.«

Um die Rechnung zu begleichen, mußte ich Roland Orchards Vorschuß anbrechen. Ich begleitete Iris zur Universität. Sie hielt ihr Versprechen. Während sie im Gebäude verschwand, wartete ich im Auto. Zwanzig Minuten später war sie mit zwei Paßfotos von Cathy zurück. Ich bedankte mich.

»Nach zwei Drinks und Krabbensalat können Sie alles von mir haben, Baby!« sagte sie und ging in ihre Vorlesung. Ich fuhr in die Mass Avenue und bat einen Bekannten in einem Fotolabor, die Bilder für mich zu vergrößern. Roland Orchards Vorschuß verringerte sich um weitere fünfundzwanzig Dollar. Und das Loch in meinem Schiebedach war noch immer nicht geflickt.

Die Bilder nahm ich mit in mein Büro und setzte mich an meinen Schreibtisch. Cathy sah aus wie ein kleines Mädchen: zartes Gesicht, helles Haar, vorstehende Zähne und ernste Augen. Meine Betrachtungen wurden jäh unterbrochen, als Lieutenant Quirk zur Türe hereinmarschierte. Er trug einen Regenmantel, aber keinen Hut. Seine Schuhe glänzten. Das pockennarbige Gesicht war frisch rasiert und von der Kälte gerötet. Er strotzte nur so vor Gesundheit. Er schloß die Tür hinter sich und blieb mit den Händen in den Taschen vor mir stehen. Er lächelte nicht. »Nur herein, Lieutenant!« sagte ich. »Sie hätten nicht anzuklopfen brauchen. Für die Hüter des

Gesetzes steht meine Tür immer offen. Sie haben sicher wieder schwierige Probleme zu lösen und wollen meinen Rat einholen.«

»Halten Sie die Luft an, Spenser! Wenn ich mir irgendwelchen Mist anhören wollte, hätte ich heute morgen zu einer Rathaussitzung gehen können.«

»Okay, setzen Sie sich! Drink gefällig?« Quirk ignorierte den Stuhl und blieb vor meinem Schreibtisch stehen. »Ja, ich werde einen nehmen.« Ich goß zwei Pappbecher halb voll. Mit ausdruckslosem Gesicht schüttete Quirk den Bourbon in sich hinein. Ich nippte nur und dachte fast zärtlich an den Brandy, den ich bei Roland Orchard bekommen hatte.

»Terry Orchard hat ihn umgebracht, Spenser!« sagte Quirk. »Zum Teufel, nein!«

»Doch, Captain Yates hat sich jetzt persönlich dieses Falles angenommen. Und sie ist schuldig.«

»Yates! Mit anderen Worten, man hat ihn Ihnen weggenommen. Und was weiter?«

»Nichts weiter.«

Ich goß zwei neue Bourbon ein. Quirk machte ein Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen.

»Quirk, Sie sind doch nicht hergekommen, um mich über die personellen Veränderungen innerhalb des Morddezernats zu unterrichten. Warum hat Yates den Fall übernommen?«

»Keine Ahnung!«

Ich trank meinen Whisky in kleinen Schlucken. Quirk trat ans Fenster. »Sie haben eine schöne Aussicht, Spenser.« Ich schwieg. Quirk kehrte zum Schreibtisch zurück, nahm die Flasche und goß sich nach. »Okay«, sagte er, »die Kleine gefällt mir nicht in der Rolle einer Mörderin.«

»Mir auch nicht.«

»Aber ich kann es nicht beweisen. Alle Beweise, die ich habe, sprechen gegen sie. Ein netter simpler Mord, ein nettes

simples Motiv und eine nette simple Lösung. Warum zerbreche ich mir darüber den Kopf?«

»Richtig! Warum zerbrechen wir uns darüber den Kopf?«

»Ich arbeite seit zweiundzwanzig Jahren in dieser Abteilung. In zweiundzwanzig Jahren trifft man viele Lügner. Ich weiß, wenn ich einem begegne. Ich glaube, daß sie die Wahrheit sagt.«

»Ich auch.«

Quirk lief auf und ab und schien sich jede Einzelheit des Zimmers einzuprägen, als müßte er einen Bericht darüber schreiben. »Sie haben Joe Broz gestern einen Besuch abgestattet?« Ich nickte. »Warum?«

»Ich wollte mir seinen Rat, aus der Godwulf-Orchard-Affäre auszusteigen, nicht entgehen lassen.«

»Was haben Sie ihm geantwortet?«

»Daß ich mir's überlegen will.«

»Wissen Sie, daß das Buch wieder aufgetaucht ist?« Ich zog eine Augenbraue hoch. Eine Geste, die ich in jahrelanger Praxis bis zur Perfektion geübt hatte. Quirk nahm keine Notiz davon. »Broz deutete an, daß dies der Fall sein könnte«, sagte ich. Quirk nickte. »Irgendeine Idee, warum er Sie zum Aussteigen überreden wollte?«

»Nein. Irgendeine Idee, warum Yates Ihnen den Fall abnahm?«

Quirks Gesicht verschloß sich. »Ich weiß nicht, was er vorhat. Ich weiß nur, daß er den Fall jetzt bearbeitet. Schließlich ist er der Boss.«

»Ja, sicher! Ich kenne Yates ein wenig. Zu seinen auffallendsten Fähigkeiten gehört, daß er sofort spürt, wenn Druck von oben auf ihn ausgeübt wird.« Quirk schwieg.

»Lieutenant, kommt es Ihnen nicht komisch vor, daß gleich zwei Leute ihre Nasen in die Terry-Orchard-Affäre stecken

und uns befehlen, die Sache zu vergessen? Das sieht nicht mehr nach Zufall aus!«

»Ich bin Polizist, Spenser. Seit zweiundzwanzig Jahren. Und ich werde es so lange bleiben, bis man mich hinauswirft. Disziplin ist eine der wichtigsten Eigenschaften eines Polizisten. Er erhält Befehle. Entweder führt er sie aus, oder er kann einpacken. Was geschieht, gefällt mir nicht, aber ich renne deshalb nicht mit Tränen in den Augen herum.«

»Ein Leitspruch fürs ganze Leben«, sagte ich. »Sie wissen ganz genau, daß die Polizei öfter recht hat als unrecht. Wir versuchen nur, das Böse schon im Keim zu ersticken, bevor es sich ausbreiten kann. Es muß eine gewisse Ordnung geben. Wenn jemand mal zu Unrecht was geschieht, läßt sich das nicht ändern. Wenn sich jeder Polizist erst überlegt, ob er einem Befehl gehorchen soll oder nicht, dann wäre die Welt böse dran.«

»Ja, sicher! Darum wird ein armer Teenager den Haien zum Fraß hingeworfen. Für etwas, das sie nicht getan hat. Und Sie wissen es! Joe Broz braucht nur auf irgendein hohes Tier Druck auszuüben, der ihn an Captain Yates weitergibt. Und Yates nimmt Ihnen den Fall weg. Aber Sie schweigen. Es ist ja alles zum Wohle der Gesellschaft! Verdammter Mist! Warum übergeben Sie nicht alles dem FBI?«

»Weil das Material, das ich in der Hand habe, nicht ausreicht. Die würden mich nur auslachen. Außerdem sind mir die Hände gebunden! Verdammt noch mal, ich bin Polizist.«

»Ich weiß!« sagte ich. »Aber ich bin auch noch da. Und mir sind die Hände nicht gebunden! Ich werde Broz, Yates, und auch Sie, wenn es sein muß, in die Pfanne hauen. Und auch alle ändern, die ihren dicken Daumen im Kuchen haben.«

»Vielleicht haben Sie Glück. Ich habe gehört, daß Sie ein hervorragender Polizist waren. Warum hat man Sie damals gefeuert?«

»Wegen Ungehorsam.«

»Vielleicht werden Sie von Broz Leuten hinterrücks erschossen.«

Ich schwieg dazu. Dann fragte ich: »Wieviel Material muß ich für Sie sammeln, damit Sie zum FBI gehen?«

»Ich habe Sie nicht darum gebeten.«

»Aber wenn ich Beweise finde! Keine Verdächtigungen, sondern echte Beweise! Was dann?«

»Dann wird der Druck von oben weichen. Yates läßt sich von stichhaltigen Beweisen beeindrucken.«

»Hoffentlich!«

Quirk schien noch nicht an Aufbruch zu denken. Aber er hatte nichts weiter zu sagen. Jedenfalls schwieg er beharrlich. »Was wissen Sie über Catherine Connelly, Lieutenant?« fragte ich da.

»Wir haben sie routinemäßig überprüft. Keine Vorstrafen und anscheinend auch nicht süchtig. Sie lebte mit der Orchard in einer Wohnung, bevor deren Freund einzog. Wohnt jetzt irgendwo am Fenway.«

»Hat man sie verhört?«

»Nein. Ein paar Jungs vom Streifendienst waren bei ihr, aber sie war nicht zu Hause. Wir hatten keine Veranlassung, es noch mal zu versuchen. Warum?«

»Die beiden Gangster hatten Terrys Revolver, als sie in die Wohnung eindrangen. Wie kamen sie da dran?«

»Ja, Sie haben recht!«

»Natürlich habe ich recht! Catherine Connelly bietet sich geradezu an, was die Klärung dieser Frage betrifft. Terry hat keine Ahnung, Powell ist tot. Wer bleibt übrig?«

»Warum gehen Sie nicht hin und fragen Sie?« meinte Quirk.

»Danke für den Drink.«

Er ging hinaus und ließ die Türe offen. Ich lauschte auf seine Schritte, bis sie im Korridor verklungen waren.

Ich machte mich wieder mal auf den Weg zur Universität und hoffte, daß die Universitätspolizisten nicht den Befehl hatten, sofort auf mich zu schießen. Towers Sekretärin hatte ihn jedenfalls nicht. Sie begrüßte mich freundlich. Heute trug sie einen schwarzen Hosenanzug mit einem riesigen roten Herz über der rechten Brust, rote Schuhe mit Plateausohlen, rote Emailleohrringe und leuchtend roten Lippenstift. Sie erinnerte sich sogar an mich. Wahrscheinlich träumte sie nachts von mir.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte sie.

»Ihre Verführungskünste sind bei mir verlorene Liebesmühe.«

»Wie bitte?«

»Ich weiß, was Sie denken, aber ich bin im Dienst.«

»Warum haben Sie sich von allen Büros dieser Welt ausgerechnet meines ausgesucht?« Ihr Gesichtsausdruck blieb unverändert.

Ich wollte ihr gerade eine Verabredung vorschlagen, als Carl Tower im Türrahmen erschien. »Spenser, kommen Sie sofort herein!«

Ich nahm meine Uhr ab und gab sie der Sekretärin. »Wenn ich nicht wieder lebend herauskomme, gehört sie Ihnen.« Sie kicherte. Ich folgte Tower. Er nahm eine Zeitung von seinem Schreibtisch und schob sie mir zu. Es war die Studentenzeitung. Die Schlagzeile lautete: Detektiv verhört Anglistikdozenten. Den Leitartikel ersparte ich mir, obwohl sie meinen Namen wieder einmal falsch geschrieben hatten. »Spenser mit s«, sagte ich, »nicht mit c. Wie der englische Dichter: Spenser.«

Tower mahlte so hart mit seinem Unterkiefer, daß seine Backenmuskeln schwellen. »Wir wollen unseren Vorschuß nicht zurückhaben, Spenser«, sagte er. »Aber wenn Sie die Universität noch einmal betreten, werde ich Sie wegen Hausfriedensbruch verhaften lassen. Wir werden unseren ganzen Einfluß geltend machen, damit man Ihnen die Lizenz entzieht.«

»Wie mir zu Ohren kam, ist die Schwarte wieder aufgetaucht.«

»Richtig. War nicht Ihr Verdienst. Also vergessen Sie das Ganze.«

»Wer brachte sie zurück?«

»Gestern lag sie plötzlich in einem Karton auf der Bibliothekstreppe.«

»Haben Sie sich jemals gefragt, warum sie zurückgebracht wurde?«

Tower erhob sich. »Wir haben nichts mehr miteinander zu besprechen. Ihr Auftrag hat sich von selbst erledigt. Sie haben sich mutwillig Zutritt auf unbefugtes Gelände verschafft. Entweder verschwinden Sie jetzt, oder ich lasse Sie hinauswerfen.«

»Wieviele Ihrer Polizisten brauchen Sie dazu?« Towers Gesicht rötete sich. »Sie Mistkerl!« sagte er und nahm den Telefonhörer ab.

»Sparen Sie sich die Mühe. Ich möchte nicht die gesamte Universitätspolizei zusammenschlagen.« Draußen trat ich an den Schreibtisch der Sekretärin. Sie händigte mir meine Uhr aus. »Ich bin froh, daß Sie es überlebt haben«, sagte sie.

Auf der Innenseite meines Uhrenarmbandes stand mit roter Tinte: Brenda Loring, 437-3676.

Ich sah ihr tief in die Augen. »Ich auch«, antwortete ich und schloß das Armband. Sie wandte sich wieder ihrer Arbeit zu, und ich verließ die Universität als ein Geächteter.

Zum zweiten Mal stand ich vor Catherine Connellys Haus. Ich klingelte. Nichts. Da ich keine Lust verspürte, mit Charlie Charme, dem Hausmeister, Komplimente auszutauschen, strolchte ich um das Gebäude herum und suchte nach einer Alternative. Hinter dem Wohngebäude lag ein asphaltierter Hof mit markierten Parkzonen. An der Mauer hinter einer niederen trapezförmigen Barriere standen verbeulte Abfalleimer. Wegen der schlechtschließenden Deckel war ein Teil des Mülls herausgefallen und lag verstreut auf dem Boden. Die äußere Kellertür war nicht verschlossen, dafür aber die Windfangtür aus Kunststofffliegengitter. Ich nahm mein Taschenmesser und schnitt neben dem Riegel ein Loch in die Füllung. Dann langte ich hinein und schob den Riegel zurück. Sicherheit ist das halbe Leben, dachte ich. Gerade aus und zwei Stufen tiefer befanden sich die Kellerräume. Auf der linken Seite führte eine Treppe nach oben. Ich stieg sie hoch. Cathy Connelly wohnte in Apartment 13. Ich tippte auf den ersten Stock und irrte mich. Es war der zweite. Und mit dieser scharfen Beobachtungsgabe verdiene ich mein Geld!

Ein verblichener, ausgefranster Läufer bedeckte den Korridorboden. Auf den furnierten Türen klebten asymmetrische silberne Nummernschilder. Die Türkäufe waren aus Kristallglas. Eine schwache Glühbirne in einem Wandleuchter war die einzige Beleuchtung. Durch die Türritze von Apartment 13 schimmerte Licht. Ich warf einen Blick auf meine Uhr. 16.30 Uhr. Es konnte kein Sonnenlicht sein. Ich klopfte. Kein Ton! Ich klopfte noch einmal. Auch diesmal rührte sich nichts. Ich legte mein Ohr an die Tür. Der

Fernseher oder das Radio schien zu laufen. Aber das besagte nichts. Viele Menschen lassen den Fernseher an, wenn sie weggehen. Einige, um Einbrecher abzuschrecken, einige, weil sie das Abstellen vergessen, und andere, damit die Wohnung beim Nachhausekommen nicht so trostlos ist. Ich drehte am Knauf, doch die Türe war abgeschlossen. Ein Problem, das fast genauso schwierig war wie die Windfangtür im Keller.

Ich trat dagegen. Der Türpfosten zersplitterte. Der Lärm würde wahrscheinlich den Hausmeister alarmieren. Ich trat ein. Meine Nackenmuskeln spannten sich. Das Apartment war heiß und stickig. Ein Geruch, der mir nur zu gut bekannt war, nahm mir fast den Atem.

Ein Makler hätte die Wohnung als Studio bezeichnet. Mit anderen Worten: ein Raum mit Kochnische und Bad. Die Badezimmertür war nur angelehnt. Die Kochnische war mit einem Plastikvorhang von dem restlichen Raum abgetrennt. Die Bettdecke auf der Couch war so zurückgeschlagen, als wollte sich gerade jemand hinlegen. Meine Augen wanderten von dem Lehnstuhl, über den jemand einen rosafarbenen Schal drapiert hatte, zu dem Schiffskoffer, der vermutlich als Kaffeetisch diente, und zu einem hölzernen blaugestrichenen Küchentisch, der zum Schreibtisch avanciert war. Davor stand ein Stuhl, über dessen Lehne eine weiße Bluse, ein Rock, Unterwäsche und Strümpfe hingen. Unter dem Stuhl lag ein Schuh. Den anderen entdeckte ich unter dem Tisch. Hinter dem Plastikvorhang war niemand. Ich betrat das Badezimmer. Sie lag mit dem Gesicht nach unten in der Wanne. Hier war der Geruch noch strenger. Ich mußte mich zwingen, die Tote anzusehen. Hinter ihrem Ohr hatte sie eine verkrustete Wunde. Ich langte ins Wasser. Es hatte Zimmertemperatur. Ich wollte die Leiche umdrehen, aber ich brachte es nicht fertig. Auf dem Boden vor der Wanne lag ein geblümter Pyjama. Sie mußte schon eine ganze Zeit lang im Wasser liegen, vielleicht schon

seit einigen Tagen. Als ich geklingelt und den Hausmeister nach ihr gefragt hatte, war sie bewegungslos im Wasser gelegen... Wie geht es Ihnen, Miss Connelly, mein Name ist Spenser, tut mir leid, daß wir uns nicht früher getroffen haben, aber das können wir ja alles nachholen... Ich starrte zwei oder vielleicht drei Minuten auf die Tote, dann wurde mir übel. Ich wartete, bis die Übelkeit vorüber war, und begann, das Badezimmer zu durchsuchen. Schäbige Plastikkacheln bedeckten die Wände, das billige Linoleum wölbte sich, das Waschbecken war schmutzig, der Wasserhahn tropfte. Eine Dusche gab es nicht. Von der Decke waren große Stücke Putz abgeblättert.

Ich fand keine Zigarettenstummel einer ausgefallenen Sorte oder Fetzen eines importierten Kaschmirmaterials, das man nur bei J. Press kaufen kann. Keine Fußabdrücke, keine Fingerabdrücke, kein Schlüsselbund. Alles, was ich gefunden hatte, war ein totes Mädchen in dem schäbigen Badezimmer eines schäbigen Apartments.

Ich ging ins Wohnzimmer zurück. Sie hatte natürlich kein Telefon. Ich suchte den Hausmeister. Er hatte ein Kellerbüro, das mit Maschendraht von den anderen Räumen abgetrennt war. Er saß in einem Drehstuhl vor dem Fenster und roch nach billigem Fusel. Er schien mich nicht wiederzuerkennen. »Ich möchte Ihr Telefon benutzen«, sagte ich. »Im Drugstore gegenüber gibt's einen Münzfernsprecher«, sagte er. »Ich bin kein Wohltätigkeitsverein.«

»In Apartment 13 liegt eine Tote«, sagte ich. »Ich muß die Polizei verständigen. Wenn Sie etwas anderes antworten als ›Ja, Sir!‹ schlage ich Ihnen alle Zähne aus.«

»Ja, Sir!« sagte er. Diese kleine Machtprobe mit dem alten Trunkenbold belebte meine Geister etwas. Ich nahm den Hörer ab und wählte Quirks Nummer. Kurz darauf stieg ich wieder die Treppen hinauf und wartete auf ihn und seine Leute. Es

dauerte nicht lange. Sogar Captain Yates war mit von der Partie. Er und der Lieutenant gingen ins Bad. Ich blieb auf der Couch sitzen. Sergeant Belson setzte sich auf eine Tischkante und rauchte eine Zigarre, die aussah, als wäre er vorher darauf getreten.

»Kaufen Sie Ihre Rauchwaren immer gebraucht?« fragte ich. Belson nahm den Zigarrenstummel aus dem Mund und betrachtete ihn. »Wenn ich die dicken Dinger zu 50 Cent das Stück rauchte, wäre ich in Ihren Augen sicher ein bestechlicher Polizist.«

»Nicht bei Ihrer Aufmachung!«

»Haben Sie nie mit dem Gedanken gespielt, sich nach einem anderen Job umzuschauen, Spenser? Alles, was Sie bisher entdeckt haben, sind zwei Tote. Werden Sie doch zum Beispiel Schülerlotse oder...«

Quirk, Yates und der Leichenbeschauer kamen aus dem Badezimmer. Die Furchen in Quirks Gesicht schienen noch tiefer zu sein als sonst. Yates trat auf mich zu. Er war ein großer Mann mit schmalen Schultern und festem Bauch. Er sah mich scharf an und sagte: »Jemand wird für die zersplitterte Tür aufkommen müssen.«

In Belsons Augen spiegelte sich Verblüffung. Quirks Gesicht blieb wie immer ausdruckslos. Mir fiel keine gute Erwiderung ein, also schwieg ich. Bei dieser Technik sollte ich vielleicht bleiben.

»Erzählen Sie mir Ihre Geschichte, Jack!« sagte Yates. »Was zum Teufel machen Sie hier?«

»Mein Name ist Spenser«, sagte ich, »mit einem s, wie der englische Dichter. Ich verkaufe Hosenträger an der Tür. Man hat uns eingebleut, hartnäckig zu sein.«

»Mit Ihren albernen Tricks können Sie bei mir nicht landen, Jack. Diesmal haben wir Sie wegen Hausfriedensbruch. Wenn sich der Lieutenant nicht für Sie verwendet hätte, wären Sie

bereits verhaftet. Der Hausmeister behauptet außerdem, daß Sie ihn bedroht haben.«

Ich sah Belson an. Er konzentrierte sich darauf, seinen Zigarrenstummel neu anzuzünden. Vorsichtig drehte er ihn über der Flamme eines Streichholzes, damit er gleichmäßig anbrannte.

»Was sagt der Leichenbeschauer?« fragte ich Quirk. »Ein Unglücksfall«, antwortete Yates. »Als sie in die Badewanne stieg, rutschte sie aus, schlug sich den Kopf an, wurde bewußtlos und ertrank.«

Belson räusperte sich laut. Yates fuhr herum. »Sagten Sie etwas Sergeant?«

Belson sah auf. »Nein, Captain, ich habe nur Rauch verschluckt. Das Mädchen fiel auf den Kopf, genauso war es, Sir!« Yates starrte Belson ungefähr fünfzehn Sekunden lang an. Dieser zog seelenruhig an seiner Zigarre. Sein Gesicht verriet nichts. Quirk starrte an die Decke. »Captain«, sagte ich, »gibt Ihnen das aufgeschlagene Bett nicht zu denken? Oder die Kleider, die auf dem Stuhl liegen, und ihr Schlafanzug vor der Badewanne? Kommt es Ihnen nicht seltsam vor, daß jemand seine Kleider auszieht, in den Schlafanzug schlüpft, das Zimmer durchquert, diesen vor der Badewanne wieder auszieht und dann ins Wasser steigt?«

»Sie nahm den Pyjama mit ins Bad, um ihn danach parat zu haben«, antwortete Yates wie aus der Pistole geschossen. Sein Mund zuckte nervös. Es war wie in einem Film, in dem eine Person asynchron spricht. Sehr seltsam. »Und bevor sie ins Wasser stieg, ließ sie ihn ausgerechnet dort fallen, wo er naßgespritzt würde. Beim Heraussteigen würde sie ihn volltropfen. Vielleicht trug sie mit Vorliebe nasse Schlafanzüge«, sagte ich.

»Unglücksfall beim Baden und damit Schluß!« Yates Stimme war hart und laut. Seine Mundbewegungen wurden immer

nervöser. Es faszinierte mich geradezu. »Quirk, gehen wir. Belson, Sie protokollieren die Aussage dieses Burschen. Und Sie, Jack...« Seine Augen verengten sich. »Sie bleiben in der Nähe. Wenn ich Sie rufe, beeilen Sie sich gefälligst.«

»Wie wäre es, wenn ich gleich mit Ihnen käme und vor Ihrer Tür schlafe?« fragte ich. Aber Yates war schon aus der Tür. Quirk warf Belson einen Blick zu. »Sie fiel genau auf den Kopf, Marty«, sagte dieser. »Ja!« erwiderte Quirk und eilte hinter Yates her. Belson pfiff die »Kampfhymne der Republik« zwischen den Zähnen und holte sein Notizbuch heraus. »Schießen Sie los!« sagte er.

»Verdammt, Frank, das ist doch wirklich ein starkes Stück.«

»Der Captain will keinen Leitartikel, sondern Fakten!«

»Okay, ich weiß jetzt, daß euch die Geschichte mit dem Schlafanzug und das ganze Drum und Dran nicht interessiert. Aber ist die Tatsache, daß die ehemalige Wohnungsgenossin einer Mordverdächtigen gewaltsam stirbt, wirklich nur eine Routineuntersuchung wert?«

»Ich habe sechs Jahre lang in Charlestown Klinken geputzt. Heute fahre ich einen Wagen und trage eine Krawatte. Der Captain will nur die Fakten hören.« Ich gab sie zu Protokoll.

Ich wartete in meinem Auto vor Catherine Connellys Haus. Der Hausmeister hatte mißmutig ein provisorisches Schloß an dem zersplitterten Türrahmen angebracht. Ein Polizist beobachtete ihn dabei. Belson war mit dem Protokoll ins Morddezernat gefahren. Alles hatte wieder seine Ordnung. Die Leiche hatte man abtransportiert.

Polizei, Universität und Gangster hatten mir geraten, die Finger von dieser Sache zu lassen. Ein aptes Trio. Jetzt fehlte nur noch die handfeste Drohung einer Sekte. In ein paar Wochen würde Terry Orchard im Frauengefängnis von Framingham landen. Zwanzig Jahre wahrscheinlich. Das Affektverbrechen einer leidenschaftlichen jungen Frau. Wenn sie herauskäme, wäre sie vierzig. Bereit, ein »zweites Leben« anzufangen. Im Gefängnis trifft man ja so unglaublich interessante Menschen.

Ich holte eine Taschenlampe und eine Rolle mit Klebeband aus dem Handschuhfach, und ein Brecheisen aus dem Kofferraum. Der Hausmeister hatte die Windfangtür nicht repariert, dafür aber die Kellertüre abgeschlossen. Ich trat an eines der Fenster und sah angestrengt durch die rußverschmierte Scheibe. Im Schein der Taschenlampe konnte ich einen Kohleneimer, den man längst aus dem Verkehr gezogen hatte, Kisten, Kartons und einige Fahrräder erkennen. Ich klebte mit dem Klebeband ein hübsches Muster an das Fenster und schlug das Glas mit dem Brecheisen weg. Das Klebeband dämpfte den Lärm. Es war kein sehr großes Fenster, aber ich konnte durchschlüpfen und mich auf der anderen Seite fallen lassen. Ich schürfte mir die Beine auf. Der

Keller war ein Labyrinth aus Abfalltüten, Schiffskoffern, Pappkartons, Tonnen und riesigen Stapeln alter Zeitungen. Der Schein meiner Taschenlampe schreckte eine Ratte auf. Ich kämpfte mich durch den Unrat zu einer Tür. Links dahinter führte eine Treppe nach oben. Der Hausmeister saß wieder in seinem Käfig. Aus dem Fernseher ertönte Gelächter. Ich schlich an der Wand entlang zur Treppe. Ich hatte Glück. Als ich um die Ecke bog, sah ich, daß er trotz der grölenden Stimmen aus dem Fernseher in seinem Drehstuhl eingeschlafen war. Der starke Geruch des Portweines drang bis zu mir.

Das Schloß an Cathy Connellys Tür war schlecht angebracht. Ich stemmte das Brecheisen zwischen Schloß und Tür, und es sprang auf. Drinnen stellte ich einen Stuhl gegen die Tür, damit sie geschlossen blieb, und schaltete das Licht an. Während meiner Abwesenheit hatte sich nichts verändert. Nur daß die Leiche verschwunden war. In ein paar Stunden würde ich das kleine Apartment durchsucht haben. Was ich eigentlich finden wollte, wußte ich selbst nicht. Ich begann im Bad, weil es zu meiner Linken war. Wenn man etwas durchsuchen will, muß man mit System vorgehen, an einer Stelle anfangen und sich dann Zentimeter um Zentimeter vorarbeiten. Man darf nicht dort anfangen, wo man ein Indiz am ehesten vermutet. Für das Bad brauchte ich nicht lange. Im Arzneischränk fand ich Zahnpasta, Aspirin, Nasentropfen, die ein Arzt in New Rochelle verschrieben hatte, Lippenstift, flüssiges Make-up, einen Damenrasierer und einen Augenbrauenstift. Ich goß die Make-up-Flasche aus. Es war wirklich nur Make-up. Das Aspirin schmeckte wie Aspirin, die Nasentropfen rochen wie Nasentropfen. In der Lippenstifthülse steckte wirklich nur ein Lippenstift. In der Toilette fand ich ebenfalls nichts. Niemand hatte eine Nachricht unter das Waschbecken geklebt oder unter das aufgeplatzte Linoleum. Ich stieg auf den Toilettendeckel

und schraubte, mit meiner Taschenmesserklinge die Beleuchtungskörper heraus. Es war nur die staubige Röhre darin. Ich schraubte ihn wieder fest.

Danach machte ich mich an die Küche. Ich leerte Mehl, Zucker, Haferflocken, Salz, Pfeffer in den Spülstein und siebte es der Reihe nach durch. Außer einigen kleinen schwarzen Insekten fand ich nichts. Ich entfernte die Brenner von dem alten Gasherd und sah hinein. Den Herd selbst konnte ich nicht wegrücken. Ich hätte zuerst das Gasrohr abmontieren müssen. Ich neigte zu der Überzeugung, daß Catherine Connelly das auch nie getan hatte. Statt dessen holte ich alle Pfannen aus dem Backrohr und leuchtete es mit der Taschenlampe ab. Ich fand eine Kellerassel. In dem alten Kühlschrank waren kaum Lebensmittel. Die tiefgefrorenen Fertiggerichte taute ich in heißem Wasser auf. Nichts. Dann nahm ich die Rückseite des Kühlschranks weg und sah hinein. Der Motor war voller Staubflocken, die Tropfpfanne mit einer undefinierbaren Flüssigkeit verklebt. Das Wohnzimmer nahm die meiste Zeit in Anspruch. Es war zwei Uhr morgens, als ich endlich etwas fand. In der untersten Schublade des Tisches lag eine Zigarrenschachtel mit Briefen, Rechnungen und Scheckabschnitten. Ich nahm die Schachtel, setzte mich auf die Couch und las. Zwei Briefe von ihrer Mutter. Liebenswerte Banalitäten, die mir die Kehle zuschnürten. Der Hund war unter einen Schulbus geraten, Vater hatte einen Anruf von der Schule bekommen und den Laden eine Stunde alleine lassen müssen. Ihr Bruder durfte auf dem Gymnasium an einer Theateraufführung teilnehmen. Mami hatte drei Pfund abgenommen und hoffte, daß Cathy ihre Mahlzeiten regelmäßig einnahm. Daddy schickte liebe Grüße.

Der dritte Brief war ganz anders. Auf einem Hotelbriefbogen stand:

»Liebling,

Du bist wunderschön, wenn Du schläfst. Ich muß Dich beim Schreiben immer wieder betrachten. Eben ist Dir die Decke etwas weggerutscht, und ich kann Deine bloßen Schultern sehen. Wie gern würde ich bleiben! Du kannst meine Acht-Uhr-Vorlesung schwänzen, ich nicht. Aber ich werde Dich nicht als abwesend eintragen. Meine Gedanken werden bei Dir sein. Das Zimmer ist bezahlt. Du mußt es erst gegen Mittag räumen. Ich liebe Dich!«

Der Brief war weder datiert noch unterschrieben. Die leicht nach links gerichtete Schrift war flüssig. Teufel, noch mal! Ich hatte tatsächlich etwas gefunden! Sorgfältig faltete ich den Bogen zusammen und verstaute ihn in meiner Manteltasche. Heute hatte ich mich des Einbruchs schuldig gemacht, des Hausfriedensbruches und des mutwilligen Zerstörens fremden Eigentums. Außerdem war ich im Besitz von Einbrecherwerkzeug. Ich suchte weiter, fand aber nichts mehr. Ich schaltete das Licht aus, stellte den Stuhl weg und ging hinaus. Da das Schloß aufgebrochen war, sprang die Tür hinter mir wieder auf. Diesmal verließ ich das Haus durch den Haupteingang. Als ich zum Auto kam, verstaute ich als erstes das Brecheisen im Kofferraum, dann setzte ich mich hinters Lenkrad, fuhr aber noch nicht los. Jetzt, da ich einen wichtigen Anhaltspunkt gefunden hatte – was sollte ich machen? Ich sah auf meine Uhr. Es war drei Uhr morgens. Eine Wohnung zu durchsuchen ist eine langwierige Angelegenheit. Ich knipste die Innenbeleuchtung an, holte den Brief heraus und ging ihn noch einmal Satz für Satz durch. Aber er verriet mir auch nicht mehr, als beim ersten Mal. Ich faltete ihn wieder zusammen und schlug damit nachdenklich gegen meine Zähne. Dann steckte ich ihn weg, ließ den Motor an und fuhr nach Hause.

Wenn ich mich einmal für etwas entschieden habe, fackele ich nicht lange.

Ich ging ins Bett und träumte, daß ich in einem Bergwerk arbeitete. Plötzlich stürzte der Schacht über mir ein. Meine Kumpel waren schon geflohen. Schweißüberströmte erwachte ich. Auf meiner Uhr war es 6.50 Uhr. Mein erster Blick galt dem Schreibtisch. Der Brief lag noch da, wo ich ihn hingelegt hatte, ordentlich zusammengefaltet, zusammen mit meinem Kleingeld, dem Taschenmesser und der Briefftasche. Vielleicht würde ich heute einen Verbrecher zur Strecke bringen. Vielleicht würde ich eine wichtige Entdeckung machen, vielleicht sogar einen mysteriösen Mord aufklären. Ab und zu hatte auch ich einen guten Tag. Seit ein paar Tagen war ich nicht mehr zum Training gegangen. Meine alten Knochen setzten Rost an. Wenn ich heute morgen ein Stück vorankäme, könnte ich mir den Nachmittag freinehmen und in den Sportklub fahren.

Ich duschte und rasierte mich und schlüpfte in die Kleider. Draußen war es noch kalt. Das grelle Licht und der weiße eisige Schnee blendeten mich. Ich setzte meine Sonnenbrille auf. Selbst durch die dunkelgetönten Gläser sah dieser Morgen noch freundlich und heiter aus. Ich parkte vor einem Café, trank zwei Tassen Kaffee und aß zwei Pfannkuchen dazu. Es war 8.15 Uhr. Immer dann, wenn man ausgeruht und energiegeladen ist, sind jene Leute, die man sprechen möchte, noch nicht anzutreffen.

Ich kaufte eine Zeitung und fuhr zur Universität. Neben der Turnhalle war ein freier Parkplatz. Eine halbe Stunde lang blätterte ich in der Zeitung. Niemand hatte es für nötig befunden, die Öffentlichkeit von meiner sensationellen Entdeckung in Kenntnis zu setzen. Da stand nicht einmal die Prophezeiung, daß ich heute einen umwerfenden Fund machen

würde. Gegen neun Uhr stieg ich aus und begab mich auf die Suche nach Iris Milford.

In der Redaktion war sie nicht. Ein junger Mann an einem anderen Schreibtisch sagte, daß sie immer erst am Nachmittag auftauchte. Er zeigte mir ihr Vorlesungsverzeichnis. Mit seiner Hilfe fand ich heraus, daß sie von neun bis zehn in Zimmer 218 eine Vorlesung über Soziologie hörte. Er erklärte mir, wie ich dahin kam. Eine halbe Stunde wartete ich dort auf dem Korridor und vertrieb mir die Zeit mit Studien an den hübschen vorübergehenden Mädchen. Da in allen Zimmern gerade Vorlesung war, kamen nur selten welche vorbei. Zehn Minuten vor zehn klingelte es, und die Studenten strömten auf einen Schlag auf die Gänge. Iris entdeckte mich sofort. »Hallo, Spenser!« rief sie. »Woher wußten Sie, daß ich hier bin?«

»Schließlich bin ich Detektiv!« antwortete ich. »Haben Sie Kaffeedurst?«

Wir gingen in die Cafeteria der Studentenunion. Über den Eingang hatte jemand in purpurroter Farbe »Laßt jede Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr eintretet« geschmiert. »Dante?« fragte ich.

»Sehr gut!« lobte sie. »Göttliche Komödie. Steht über der Höllenpforte. Hölle 3,9.«

»Ich wette, das haben Sie kürzlich irgendwo nachgelesen. Beginnen hier in der Cafeteria viele Studentenromane?« fragte ich.

Sie schüttelte lachend den Kopf. »Die meisten schlurfen lieber Hand in Hand durch gefallenes Laub, statt sich hier zu verabreden.«

Wir standen nach unserem Kaffee an. Ich zahlte und fand einen Tisch. Er war mit Papptellern, Plastikgabeln, Papiertabletts und Servietten beladen. Ich packte alles zusammen und warf es in den Abfalleimer.

»Seit wann haben wir so einen Sauberkeitsfimmel?« fragte Iris.

Ich grinste und trank einen Schluck. »Haben Sie Catherine Connelly gefunden?«

»Ja. Aber sie war tot!« Iris Mund verzog sich. »Mist!« sagte sie. »Jemand hat sie in der Badewanne ertränkt. Es sollte nach einem Unfall aussehen.« Iris schlürfte ihren Kaffee und schwieg.

Ich holte den Brief heraus und zeigte ihn ihr. »Den habe ich in ihrem Zimmer gefunden«, sagte ich.

Iris nahm sich Zeit zum Lesen. »Wenigstens ist sie nicht ohne Liebe gestorben!« sagte sie dann. »Das stimmt.«

»Sie war also mit einem Professor befreundet.«

»Hm.«

»Wenn Sie herausfinden könnten, was für eine Vorlesung es war, wüßten Sie auch, mit wem.«

»Hm.«

»Aber Sie können an diese Information nicht herankommen, weil man Sie von der Universität verbannt hat.«

»Hm.«

»Mit anderen Worten, jetzt ist die gute Iris mal wieder an der Reihe?«

»Richtig.«

»Warum wollen Sie es überhaupt wissen?«

»Weiß ich selbst nicht so genau. Es ist immerhin ein Anhaltspunkt. Irgendein Dozent muß seine Finger im Spiel haben. Das verschwundene Buch weist darauf hin. Terry behauptet, daß Powell am Morgen vor seinem Tod mit einem Dozenten telefonierte. Cathy Connelly scheint die Freundin eines Dozenten gewesen zu sein. Beide sind sie tot. Ich muß wissen, wer dieser Mann ist. Vielleicht ist es der gleiche Dozent. Können Sie sich ihr Vorlesungsverzeichnis besorgen?«

»Von diesem Jahr?«

»Von jedem Jahr seit ihrer Immatrikulation. Auf dem Brief steht kein Datum.«

»Okay, ich habe eine Freundin im Immatrikulationsbüro. Sie wird sie mir heraussuchen.«

»Wie schnell?«

»So schnell es irgend geht. Wahrscheinlich werde ich sie schon morgen haben.«

»Ich tippe auf Hayden«, sagte ich. »Als heimlicher Liebhaber?«

»Nicht nur. Das Buch stammt aus dem Mittelalter. Hayden ist Professor für mittelalterliche Literatur. Er liest Chaucer, eine Frühvorlesung. An jenem Morgen, als Powell einen Dozenten am Telefon bedrohte, war Terry Orchard so früh aufgestanden, weil sie diese Acht-Uhr-Vorlesung bei Professor Hayden belegt hatte. Powells Worte an jenem Morgen ließen darauf schließen, daß der Dozent am anderen Ende der Leitung früh eine Vorlesung hatte. Hayden gab vor, Terry Orchard nicht zu kennen. Aber er muß sie gekannt haben. Dank einer zuverlässigen Zeugenaussage weiß ich auch, daß er ein Radikaler ist. Genug Verdachtsmomente, um auf ihn zu tippen. Warum setzen Sie sich nicht mit Ihrer Freundin in Verbindung und finden heraus, ob ich recht habe?«

»Das werde ich auch tun, sowie ich noch einen Kaffee getrunken habe. Ich rufe Sie sofort an, wenn ich etwas erfahren habe.«

Mit meiner Vermutung lag ich richtig. Am nächsten Morgen erfuhr ich von Iris Milford am Telefon, daß sich Cathy Connelly in diesem Jahr bei Lowell Hayden für Chaucer eingeschrieben hatte, jeweils am Montag, Mittwoch und Freitag um acht. In den drei Jahren seit ihrer Immatrikulation hatte sie nur ein einziges Mal eine andere Acht-Uhr-Vorlesung belegt gehabt. Diese wurde von einer Dozentin gehalten und hatte »Die Zivilisation des Westens« zum Thema. »Dr. Hayden ist es also«, sagte Iris.

»Sie haben ebenfalls Chaucer gehört, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja.«

»Haben Sie Klausuren oder Examensarbeiten, auf denen Hayden Randbemerkungen gemacht hat?«

»Ich glaube schon. Kommen Sie in die Redaktion. Ich werde etwas ausgraben.«

»Gehen Sie eigentlich nie in Ihre Vorlesungen?«

»Nicht, wenn ich gerade einen Verbrecher zur Strecke bringe.«

»Ich bin bereits auf dem Weg«, sagte ich. Als ich ankam, hatte Iris ein schreibmaschinengeschriebenes Manuskript in einem roten Plastikordner vor sich liegen. Es war zwanzig Seiten lang und trug den Titel: Studie über Chaucers Personenzeichnung in *The Canterbury Tales*. Darunter stand: Iris Milford, und in der Ecke rechts oben: Zimmer Nr. 308, Dr. Hayden.

»Auf der letzten Seite stehen die Anmerkungen«, sagte sie. Ich öffnete das Manuskript. Mit rotem Kugelschreiber hatte

Hayden geschrieben: »Gute Arbeit. An manchen Stellen haben Sie sich zu sehr auf zweitrangige Quellen verlassen, aber die Argumentation ist klar und verständlich. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn Sie die politischen und sozialen Verwicklungen weiter ausgebaut hätten.« Ich nahm den Brief aus meiner Manteltasche und legte ihn daneben. Es war unverkennbar ein und dieselbe Schrift. »Kann ich diese Seite mitnehmen?« fragte ich Iris. »Als Nachtlektüre?«

»Genau!« Sie lachte. »Nehmen Sie sie heraus!« sagte sie.

In der Nähe meines Büros war eine Rank-Xerox-Filiale. Ich ging hinein und lichtete Haydens Brief und seine Bemerkungen auf Iris Milfords Manuskript ab. Die Originale verschloß ich später in der obersten Schublade meines Schreibtischs. Die Kopien steckte ich in meine Tasche und machte mich auf den Weg zu Lowell Hayden.

Sein Büro war leer. Dem Vorlesungsverzeichnis an seiner Tür entnahm ich, daß er erst kommenden Montag wieder Vorlesung hatte. In einem Drugstore wälzte ich die Bostoner Telefonbücher. Er war nicht aufgeführt. Ich schlug die Telefonnummer der englischen Abteilung nach und rief dort an. »Hallo!« sagte ich. »Hier spricht Dr. Porter. Ich halte heute abend einen Vortrag im Tufts. Bei dieser Gelegenheit hätte ich Dr. Hayden gern einen Besuch abgestattet. Wir hatten den gleichen Doktorvater. Leider kann ich ihn nicht ausfindig machen. Haben Sie zufällig seine Privatadresse?« Man nannte sie mir. Hayden wohnte in Marblehead. Es war 11.30 Uhr. Ich konnte es zum Mittagessen noch schaffen. Nach Marblehead fährt man durch den Callahan-Tunnel und über die A 1. Es ist eine Hafenstadt, mit eigenem Jachthafen und vielen Sommerhäusern. Aber es gibt auch ein altes Hafenviertel, in dem es nach Teer, Salz und Tran stinkt. Hayden hatte eine Wohnung im ersten Stock eines ehemaligen Warenhauses am Hafen.

Eine große Frau mit scharfen Gesichtszügen, Mitte Dreißig, öffnete mir. Sie überragte mich um einiges. Ihr blondes Haar hatte sie in einem straffen Knoten zurückgebunden. Sie trug kein Make-up, und die einzige Zierde in ihrem Gesicht war eine große Gloria-Steinem-Brille mit goldenem Rand und rosa Gläsern. Die Lippen wirkten wie ein schmaler rosafarbener Strich. Sie trug einen Männerpullover, Jeans und Slipper, keine Strümpfe. Ihr Körper war so lang und hart wie ein Kanupaddel. Und fast genauso sexy. »Mrs. Hayden?« fragte ich. »Ja.«

»Ist Dr. Hayden zu Hause?«

»Er ist in der Bibliothek. Was wollen Sie?«

»Ich möchte ihn sprechen.«

»Er zieht sich um diese Zeit immer für zwei Stunden in die Bibliothek zurück. Ich erlaube nicht, daß er bei seiner Arbeit gestört wird. Sagen Sie mir, was Sie wollen!«

»Es steht Ihnen gut, wenn Sie sich aufregen.«

»Was wollen Sie?«

Ich reichte ihr meine Karte. »Geben Sie sie Dr. Hayden. Ich wette, daß er seinen Prinzipien untreu wird.«

»Ich denke nicht daran«, sagte sie, ohne meine Karte zu nehmen.

»Okay, aber vielleicht geben Sie ihm meine Visitenkarte, wenn er seine Meditation beendet hat. Ich werde im Auto warten. Das Meer verlockt zum Träumen.« Auf der Rückseite der Karte schrieb ich »Cathy Connelly?« und legte sie auf die Ecke des Schirmständers neben der Tür. Sie knallte diese nicht gerade zu, schloß sie aber mit Nachdruck. Ich spazierte zu meinem Wagen zurück. Die Sonne glitzerte auf dem Wasser. Jetzt im Winter lagen nicht viele Boote im Hafen. Die Möwen schaukelten auf dem kalten Wasser oder stießen aus dem hellen Himmel herab. Ein Boot kehrte langsam vom Krebsfang in den Hafen zurück. Das Fischspezialitätenrestaurant hinter mir füllte sich mit Gästen. Zwei Touristen fotografierten die

Werft. Mit einem Auge beobachtete ich Haydens Wohnung. Nichts rührte sich. Mrs. Hayden machte sich nicht einmal die Mühe, mich hinter einem Vorhang verborgen zu beobachten. Anscheinend meditierte ihr Mann immer noch. Die Wellen schlugen rhythmisch an die Kaimauer. Der Abstand zwischen den einzelnen Wellen betrug ungefähr drei Sekunden. Ich saß bereits zwei Stunden und zwanzig Minuten im Auto, als sich Hayden endlich an der Tür zeigte. Ich winkte ihm zu. Schnell schloß er die Tür. Ich wartete. Eine weitere halbe Stunde verging, bevor er zum zweiten Mal erschien. Diesmal trug er eine Popelinejacke mit pelzbesetzter Kapuze. Den Anzug hatte er schon bei unserer ersten Begegnung getragen. Seine Frau hinter ihm überragte ihn um mindestens einen Kopf. Sie sah ihm nach, während er auf mein Auto zuing. Vermutlich um sich zu überzeugen, daß ich ihn nicht niederschlug. Er öffnete den Wagenschlag und stieg ein. Ich schenkte ihm ein freundliches Lächeln. »Spenser, ich rate Ihnen, mich in Frieden zu lassen!« sagte er. Sein kleines blasses Gesicht war verkniffen. Auf den Backenknochen bildeten sich rote Flecken. »Warum?«

»Weil man Ihnen sonst jeden Knochen einzeln bricht.«

»Nein«, meinte ich, »Sie sagen das nicht richtig. Dabei dürfen sich die Lippen kaum bewegen.«

»Ich warne Sie, Spenser! Gehen Sie mir aus dem Weg. Ich habe Freunde, die wissen, wie man mit Leuten Ihrer Sorte fertig wird.«

»Oho!«

»Wenn ich es will, dann wird man Sie töten.«

»Wer ist ›man‹? Sprechen Sie von Mrs. Hayden?«

»Lassen Sie meine Frau aus dem Spiel! Sie haben sie bereits genug verwirrt.« Seine Augen wanderten nervös zu der bewegungslosen Gestalt im Türrahmen.

»Hat sie Ihnen unangenehme Fragen über Catherine Connelly gestellt?«

»Ich erinnere mich an keine Catherine Connelly.«

»O doch!« antwortete ich. »Sie werden jene zauberhafte Nacht in einem romantischen Hotel doch nicht vergessen haben? Sie wissen, daß das Mädchen tot ist. Und Sie wissen auch, wie sie starb.«

»Das weiß ich nicht.« Seine sonore Stimme hüpfte drei Oktaven höher. Zum ersten Mal paßte sie zu seiner Erscheinung. Wieder warf er einen Blick auf seine Frau. »Ich werde Sie umlegen lassen, Sie Mistkerl. Wenn Sie nicht verschwinden, werden Sie es bereuen. Wie sehr, das übersteigt Ihre Vorstellungskraft!«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, daß mich Joe Broz auf Ihr Kommando hin umlegen läßt?«

Aus seinem Gesicht wich der letzte Blutstropfen. Die roten Flecken machten einer kalkigen Blässe Platz. Sein linkes Augenlid zuckte. Plötzlich bohrten sich seine Fingernägel in meine rechte Hand, die auf dem Lenkrad ruhte. Ich riß sie weg. Hayden sprang aus dem Auto und rannte förmlich zum Haus zurück. Kurz davor drehte er sich noch einmal um. »Sie werden noch Ihr blaues Wunder erleben, Sie Mistkerl!« schrie er. »Sie werden schon noch sehen!« Er schob sich an seiner Frau vorbei, und sie schloß die Tür mit Nachdruck. Auf meinem Handrücken waren vier rote Kratzer. Welch Glück, daß ich dieses Gespräch nicht mit seiner Frau geführt hatte! Sie wäre mir sicher gleich an die Kehle gefahren. Ich lehnte mich zurück und holte tief Luft. Ich war wieder ein Stück weitergekommen. Jetzt wußte ich, daß Hayden mein Mann war oder zumindest seine Hand im Spiel hatte. Er war auf meine Fragen zu sehr angesprungen, um glaubhaft zu wirken. Außerdem hatte er einen groben Fehler begangen, als er mir mit seinen Killerfreunden drohte. Es mußte Joe Broz sein, der

hinter allem steckte. Haydens Reaktion, als ich seinen Namen erwähnte, beseitigte jeden Zweifel. Normalerweise heuern sich Dozenten keine Muskelpakete an. Es sei denn, irgend etwas ist faul. Worauf basierte Lowell Haydens Verbindung zu Joe Broz? Was hatte der eine, was der andere so nötig brauchte? Hayden hatte mit Sicherheit kein Geld – das einzige, was Broz interessierte. Des Rätsels Lösung mußte Rauschgift sein. Powell war als Rauschgifthändler bekannt gewesen. Er mußte also Beziehungen zur Unterwelt haben. Powell und Hayden arbeiteten zusammen. Hayden war Catherine Connellys Geliebter. Diese war mit Terry Orchard befreundet. Powell mit Terry – der Kreis schloß sich.

In meinem Kopf summite es wie in einem Wespennest. Daß Hayden Cathy Connellys Geliebter gewesen war, war mit Sicherheit anzunehmen. Alles andere aber waren Spekulationen. Meine Beweise reichten nicht aus, um Terry Orchard vom Mordverdacht zu befreien. Meine größte Hoffnung war Haydens Hysterie. Er verlor sehr schnell den Kopf. Wenn ich ihm immer mehr auf die Pelle rückte, wer weiß, was dann geschah? Aber zuvor mußte ich die ganze Affäre noch von einer anderen Seite beleuchten. Ich brauchte sozusagen noch eine dritte Partei. Es war an der Zeit, Mark Tabor wieder einen Besuch abzustatten. Diesmal würde ich länger bleiben und die Informationen notfalls aus ihm herausprügeln.

Ich stand vor verschlossener Tür. Mark Tabor war nicht zu Hause. Um das herauszufinden, hatte ich vier Stockwerke hinaufsteigen müssen. Ich stieg sie wieder hinunter, setzte mich in mein Auto und wartete. Warten schien eine meiner Lieblingsbeschäftigungen zu werden. Es dunkelte, und ich fing an zu frieren und ließ den Motor an. Gegen 6.30 Uhr knurrte mein Magen. In diesem Augenblick tauchte Tabor auf, die Hände in den Taschen seines Jacketts vergraben, den Kragen

hochgeschlagen. Sein rotes Haar sah aus wie glühende Lava. Er trat ins Haus. Ich folgte ihm und erreichte die Wohnungstür gerade, als er sie schließen wollte. Ich warf mich mit aller Gewalt dagegen, sie sprang ganz auf, und Mark Tabor flog quer durch das Zimmer. Er fiel auf das Bett und blieb liegen. Ich schloß die Tür hinter mir, um einen dramatischen Akzent zu setzen. Er sollte es mit der Angst zu tun bekommen.

»He, Mann, was, zum Teufel...«

»Ich bin der Teufel persönlich, Schwachkopf!« sagte ich.
»Wenn Sie mir nicht alle meine Fragen beantworten, mache ich Omelett aus Ihnen.«

»Wer sind Sie, Mann?«

»Mein Name ist Spenser, und wir haben uns bereits einmal unterhalten. Allerdings waren Sie ein ziemlich harter Brocken. Diesmal kommen Sie nicht so glimpflich davon.«

»Ich weiß nichts, was Sie interessieren könnte, Mann!«

»O doch, Sie wissen zum Beispiel etwas über Lowell Hayden. Sagen Sie mir einfach alles, was Ihnen einfällt.«

»Mann, ich weiß nur, daß er Dozent ist.«

»Das kaufe ich Ihnen nicht ab! Sie wissen, daß er der SGDKA angehört, nicht wahr?« Ich ging auf ihn zu. Er raffte sich auf und drückte sich an die Wand neben dem Bett. »Nein, Mann, ehrlich...«

»Sie werden mir jetzt alles erzählen. Aber zuerst ist da noch eine Kleinigkeit zu regeln...«

Ich stand jetzt dicht vor ihm. Er versuchte, mir auszuweichen und auf das Bett zu springen. Ich packte ihn am Kragen und warf ihn an die Wand zurück.

»Bevor Sie mit Ihrer Geschichte über Hayden loslegen, müssen wir etwas klarstellen. Ihre schlechten Manieren gehen mir auf die Nerven.« Ich brachte mein Gesicht sehr nahe an das seine und drückte ihn fester gegen die Wand. »Verstehen Sie, was ich damit meine?«

»Ach, Mann...«, begann er. Ich schlug ihn ins Gesicht. »Mr. Spenser heißt das, mein Junge.«

»Lassen Sie mich los, Mr. Spenser! Sie haben kein Recht, in meine Wohnung einzudringen und mich zu schlagen!«

»Wir sind nicht hier, um über meine Rechte zu diskutieren, Schwachkopf. Wir wollen über Lowell Hayden sprechen. Gehört er der SGDKA an?«

»Nein... Mr. Spenser!«

Ich schlug ihn wieder, diesmal ein wenig härter. »Ich werde dich totschiagen, wenn es sein muß!«

»Okay, okay! Ja, er war in der SGDKA! Aber nur anonym. Dennis Powell brachte ihn mit. Er sagte, daß dieser Gentleman eine wichtige Kontaktperson zum Lehrkörper darstellen könne. Allerdings müsse seine Mitgliedschaft streng geheimgehalten werden. Verstehen Sie? Nur Dennis und ich sollten von seiner politischen Gesinnung Kenntnis haben.« Er schnüffelte.

»Und was war mit dem Buch?« Ich drehte seinen Kragen ein wenig zu und zog ihn auf die Zehenspitzen, um meinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

»Damit habe ich nichts zu tun. Das waren Dennis und Hayden. Hayden arrangierte alles. Ich habe es nie zu Gesicht bekommen.«

»Okay, aber da wäre noch etwas: Hat Powell mit harten Drogen gehandelt?«

»Ja.«

»Mit was?«

»Vor allem mit Heroin.«

»Wie kam er an den Stoff ran?«

»Ich weiß es nicht!« Für diese Antwort mußte ich ihn wieder an die Wand wuchten. »Ich schwöre es bei Gott, Mr. Spenser! Ich weiß es wirklich nicht! Fragen Sie doch Hayden! Dennis und er waren dick miteinander im Geschäft. Hayden weiß sicher Bescheid.«

»Wer hat Dennis getötet?«

»Ich weiß es nicht!«

»Wer hat Cathy Connelly getötet?«

»Keine Ahnung. Ich schwöre es! Gott ist mein Zeuge! Ich habe wirklich nicht die leiseste Ahnung!« Er zitterte so sehr, daß seine Zähne klapperten.

Ich glaubte ihm. Zum ersten Mal hatte ich Fakten. Tabor konnte Haydens Kontakte zu Powell bezeugen. Und auch, daß Powell durch seinen Rauschgifthandel Beziehungen zur Unterwelt hatte. Wenn die beiden miteinander Geschäfte machten, dann hatte auch Hayden diese Beziehungen. Beide waren in die Godwulf-Affäre verwickelt. Joe Broz' Interesse an dem Buch mußte aus dieser Ecke kommen. Cathy Connelly mußte eine der Schlüsselfiguren gewesen sein. Sie war sowohl mit Hayden als auch mit Terry Orchard befreundet. Ich kam zu dem Schluß, daß Hayden mit beiden Morden etwas zu tun hatte.

»Lassen Sie mich los, Mr. Spenser! Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich weiß!«

In meine Überlegungen vertieft, hatte ich völlig vergessen, daß Mark Tabor noch immer einige Zentimeter über dem Fußboden schwebte. Ich lockerte meinen Griff. Er sank aufs Bett und begann zu weinen.

»Jeder bekommt Angst, wenn er im Dunkeln überfallen wird«, sagte ich. »Kein Grund, sich zu schämen, mein Junge.« Das Weinen hörte nicht auf. Aber mir fiel nichts ein, womit ich ihn hätte trösten können. Als ich seine Wohnung verließ, war ich um viele Informationen reicher. Aber der schlechte Geschmack in meinem Mund blieb.

Draußen regnete es in Strömen. Ein Regen, der jeden Augenblick in Schnee umschlagen konnte. In der Dunkelheit sah die Stadt besser aus als bei Tag. Das diffuse Licht verschleierte vieles, was bei Tageslicht armselig und häßlich wirkte.

Es war fast acht. Seit dem Frühstück hatte ich nichts mehr zu essen gehabt. Ich steuerte ein Steakhaus an. Als ich die Hälfte des Fleisches gegessen hatte, fiel mein Blick auf den Spiegel hinter der Bar. Ich sah aus wie jemand, der gut daran tat, allein zu essen. Ich hob die Augen nicht mehr vom Teller. Zwanzig Minuten vor zehn hielt ich vor meinem Haus. Vor mir parkte ein Wagen, der durch eine große Funkantenne auffiel. Er gehörte zu Quirk.

Als ich ausstieg, erwartete er mich bereits. »Was, zum Teufel, wollen Sie hier, Lieutenant?« fragte ich.

»Gehen wir in Ihre Wohnung hinauf. Ich muß mit Ihnen reden!« Quirk verstand es großartig, um den heißen Brei herumzuschleichen. Oben bot ich ihm einen Drink an. Er nahm dankend an.

»Nun, Lieutenant«, sagte ich, »was haben Sie auf dem Herzen? Wollen Sie sich mit mir darüber unterhalten, wie Cathy Connelly ausrutschte und sich ihr hübsches Köpfchen in der Badewanne anschlug?«

»Was konnten Sie in Erfahrung bringen?«

»Drücken Sie sich präziser aus!«

»Was haben Sie in der Connelly-Geschichte herausbekommen? Was hat Lowell Hayden mit dem Mord an Powell zu tun?«

»Sie müssen eine Art Detektiv sein, weil Sie über meine Pläne so informiert sind.«

Quirk stand auf, ging im Zimmer auf und ab und blieb vor dem Fenster stehen. »Spenser, ich bemühe mich, höflich zu bleiben, weil ich Ihnen was schuldig bin. Weil ich Sie vielleicht brauche. Warum kommen Sie mir nicht entgegen und ziehen Ihre Ein-Mann-Show bei jemand anderem ab? Was können Sie mir erzählen?«

Quirk hatte recht. Die Unterredung mit Mark Tabor hatte mich sehr mitgenommen, und ich ließ meine schlechte Laune an ihm aus. »Wir müssen drei Dinge auseinanderhalten«, sagte ich. »Was ich weiß und beweisen kann. Was ich weiß und nicht beweisen kann. Und was ich nicht weiß.« Quirk saß in meinem Sessel und hörte mir schweigend zu. »Das Folgende kann ich beweisen. Lowell Hayden und Cathy Connelly hatten ein Verhältnis. Sie verbrachten zumindest eine gemeinsame Nacht in einem Hotel. Ich habe einen Brief, den Hayden ihr schrieb und der das bestätigt. Lowell Hayden und Dennis Powell waren an dem Diebstahl der Godwulf-Handschrift aktiv beteiligt. Hayden trat anonym einer radikalen Studentenvereinigung bei, die sich SGDKA nennt. Powell handelte mit Heroin. Dafür habe ich einen Zeugen. Broz hatte mir eine Art Versprechen abgenommen. Ich erklärte ihm, daß ich aus der Sache aussteigen würde, wenn das Buch wieder auftauchte. Am Tag darauf war es wieder in der Universität.«

»Aber Sie sind nicht ausgestiegen«, bemerkte Quirk. »Nein, ich habe ihn belogen.«

»Broz wird das gar nicht gefallen.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung.«

»Was können Sie *noch* beweisen?«

»Nichts. Aber hören Sie, was ich sonst noch *weiß*. Hayden und Broz stecken unter einer Decke. Nachdem ich dem Dozenten meinen ersten Besuch abgestattet hatte, erwarteten

mich Broz' Leute in meinem Büro. Heute nachmittag drohte Hayden mir mit gewissen Leuten, die mich auf seinen Befehl hin töten würden. Sie und ich wissen, wo man einen Killer finden kann. Dozenten für mittelalterliche Literatur für gewöhnlich nicht. Wenn Powell tatsächlich mit Heroin handelte, hatte er auch Kontakte zur Unterwelt. Es wäre ein zu großer Zufall, wenn Powell und Hayden Verbindung zur Unterwelt hätten, sich näher kannten und das alles nichts zu bedeuten hätte. Auch Hayden muß in den Rauschgifthandel verwickelt sein. Denn dies wäre der einzige Punkt, den Broz und ein Dozent gemeinsam haben könnten. Ein weiteres Verdachtsmoment sehe ich darin, daß Haydens Freundin eine Zeitlang mit Terry Orchard zusammenwohnte. Wenn man also Terrys Geschichte Glauben schenkt, dann ist Cathy Connelly die einzige Person, die von der Existenz des Revolvers wußte und auch den Aufbewahrungsort kannte. Den Mord an Powell haben keine Amateure verübt. Das waren Profis. Nun, und wer hatte beides, sowohl die Verbindung zur Unterwelt als auch ausreichende Informationen über Terry Orchard?«

»Hayden!« antwortete Quirk.

»Der Mord an Cathy Connelly war dagegen ein Amateur-Job. Powell war tot, Terry scheidet aus. Wer von diesem Quartett bleibt übrig?«

»Hayden!« antwortete Quirk.

»Sie können hervorragend kombinieren, Lieutenant!« sagte ich.

»Was haben Sie sonst noch auf Lager?«

»Jetzt kommen jene Dinge, die mir zu schaffen machen. Warum wurde Powell getötet? Warum hat man versucht, Terry den Mord in die Schuhe zu schieben? Warum tötete man auch Cathy Connelly? Hayden spielt mit gezinkten Karten. Das wurde mir nicht erst heute klar. Der Diebstahl des Buches paßt zu ihm. Aber warum er sonst mitgemischt hat, ist schwer zu

erklären, denn er ist nicht normal. Seine Beweggründe sind nicht kalkulierbar.«

»Sie haben eine hübsche Sammlung von Möglichkeiten«, sagte Quirk, »organisiertes Verbrechen, Rauschgifthandel, politische Hintergründe, Ehebruch und Mord. Ich kann nicht behaupten, daß ich in allen Punkten mit Ihnen übereinstimme. Aber wenn, dann wäre Hayden mein Mann. Er wäre der Schlüssel zu allem, und ich würde so lange nach dem passenden Schloß suchen, bis ich es habe.« Quirk erhob sich. »Wenn Sie sich mit Joe Broz anlegen, würde es mich nicht wundern, wenn man eines morgens Ihre Leiche fände. Geben Sie mir deshalb lieber den Namen Ihres Zeugen.«

»Tabor«, antwortete ich. »Mark Tabor, 77, Westland Avenue, Apartment 41.«

»Danke!« sagte Quirk. »Auch für den Drink. Bis bald!« Ich hielt ihm die Tür auf. Die Sorge, daß man mich aus dem Weg räumen würde, stand ihm direkt im Gesicht geschrieben.

Am nächsten Morgen fuhr ich zur Universität, um Hayden zu beschatten. Eine andere Möglichkeit schien es nicht zu geben. Ich wußte zwar, daß er in zwei Mordfälle verwickelt war, aber ich konnte es ihm nicht beweisen. Vielleicht hätte ich ihn auf den Diebstahl der Godwulf-Handschrift festnageln können, aber meine Chancen standen nicht sehr gut. Die Universität hätte mich bestimmt nicht unterstützt. Selbst wenn sie Hayden ans Messer geliefert hätten, wäre ihm nicht sehr viel passiert. Mit einem guten Anwalt an seiner Seite, konnte er auf ein geringes Strafmaß hoffen. Schließlich würde er zum ersten Mal straffällig. Ich konnte ihm damit drohen, seiner Frau von Cathy Connelly zu erzählen, aber um seine Frau zu beruhigen, würde er noch lange keinen Mord gestehen. Jedenfalls wußte er jetzt, daß ich ihn für den Mörder hielt. Seine Nerven würden das nicht lange durchhalten. Irgendwann mußte er sich verraten. Und wenn ich ihm dicht genug auf den Fersen blieb, würde ich dann vielleicht gerade dasein.

Als Hayden gegen neun Uhr auftauchte, um seine Vorlesung über das Drama vor Shakespeare zu halten, wartete ich bereits auf dem Korridor. Ich holte mir ein Getränk aus einem der Automaten. Während er sich mit einigen Studenten unterhielt, studierte ich interessiert die Bekanntmachungen am Schwarzen Brett.

Es ist verdammt schwierig, einen Burschen zu beschatten, der einen kennt. Auf die Dauer ist es eigentlich unmöglich. Irgendwann würde mich Hayden dabei erwischen: Schließlich hatte ich keine Tarnkappe. Aber es bestand die Chance, daß ich

ihm zuvorkam. Außerdem war mir, wie gesagt, nichts Besseres eingefallen.

Hayden nahm den Lunch in seinem Büro ein. Er hatte sich das Essen in einer braunen Papiertüte mitgebracht. Ab und zu schenkte er sich Kaffee aus einer Thermosflasche ein. Ich hungerte. Gegen drei Uhr nachmittags war ich sicher, daß es sich nur noch um Sekunden handeln konnte, bis er mich entdeckte, denn das Knurren meines Magens war nicht zu überhören. Um vier Uhr hielt Hayden eine Vorlesung über Beowulf. Sobald er im Vorlesungssaal war, verschwand ich und kaufte mir bei McDonald ein halbes Dutzend Hamburger. Auf dem Rückweg erstand ich eine Flasche Bourbon und kam gerade noch rechtzeitig zum Ende der Vorlesung. Ich folgte Hayden auf den Parkplatz.

Im dichten Berufsverkehr mußte ich wie ein Luchs aufpassen, damit ich ihn nicht aus den Augen verlor. Ich konnte meine Hamburger erst essen, nachdem wir durch den Callahan-Tunnel und in East Boston waren. Bevor wir zum Lynn Shore Drive kamen, hatte ich drei kalte Hamburger verschlungen und zwei Zehntel des Bourbons geschluckt. Ein kalter Hamburger ist ein Mittelding zwischen einem gefüllten Krapfen und einem Hockey-Puck. Aber mein Neun-Dollar-Bourbon machte alles wieder wett.

Ich wartete in meinem Auto, das ich am Ende seiner Straße geparkt hatte. Es war bereits neun Uhr. Da ich kaum noch Benzin hatte, mußte ich den Motor abstellen. Gegen zehn zitterte ich vor Kälte. Die Hamburger waren schon lange verdaut, obwohl die Erinnerung noch hartnäckig an meinen Geschmacksnerven haftete. Die Whiskyflasche war fast leer. Hayden ließ mit seinem Geständnis auf sich warten. Weder Joe Broz noch Phil hatten sich blicken lassen. Nicht einmal die Moloch-Sekte war angetreten, um ihm unter seinem Fenster ein Ständchen zu bringen. Um elf Uhr gingen die Lichter in

seinem Wohnzimmer aus. Ich fuhr nach Hause, steifgefroren, mit schmerzendem Magen und fast betrunken.

Am nächsten Tag wiederholten wir das Spielchen. Dieses Mal brachte ich mir wohlweislich eine Tüte mit Sandwichs und eine große Thermosflasche Kaffee mit. Am Ende jenes Tages meuterte mein Magen nicht. Aber ich war auch kein Stück vorangekommen und hatte neue Dimensionen der Langeweile entdeckt.

Am dritten Tag endlich nahmen die Dinge ihren Lauf. Es regnete mit der gleichen Heftigkeit wie am Tag zuvor. Die Straßen waren voller Matsch. Hayden hatte von vier bis fünf Uhr Vorlesung. Es war schon dunkel, als er über den Parkplatz zu seinem Auto ging. Ich beobachtete ihn von dem Eingang eines gegenüberliegenden Hauses aus. Als er eingestiegen war, tauchten plötzlich zwei Kerle auf. Der eine setzte sich neben ihn, der andere auf den Rücksitz. Erst stellte er die Scheinwerfer an, dann die Scheibenwischer, und fuhr im Rückwärtsgang aus der Parklücke. Ich hatte mein Auto hundert Meter weiter bei einem Hydranten abgestellt. Als Hayden den Parkplatz verließ, gab ich Gas. Ich blieb dicht hinter ihm. Zu dicht wahrscheinlich, aber es war so dunkel, daß ich den Abstand nicht vergrößern konnte. Außerdem war ich beunruhigt.

Die beiden Burschen, die zu ihm eingestiegen waren, sahen nicht wie Geistesarbeiter aus. Ich wollte Hayden um keinen Preis verlieren. Er war alles, was ich hatte. Wenn ihm etwas zustieß, würde ich nicht mehr viel für Terry Orchard tun können.

Auf der Huntington Avenue drehten wir nach Süden ab, vorbei an den hohen neuerbauten Wohnsilos, einem Krankenhaus, einer Universität und hinaus auf den

Jamaicaway. Große prächtige Häuser, fast alle aus Backstein, säumten die Straßen. Und Ulmen. Rechts in einer Mulde lag Jamaica Pond. Hayden fuhr rechts ran und parkte. Ich überholte ihn, bog links in eine Seitenstraße ein und hielt. Dann wählte ich eine Abkürzung durch den Hinterhof eines im Kolonialstil erbauten Hauses und kam auf der anderen Seite wieder heraus, gegenüber von Haydens Wagen. Der starke Regen und die Wärme brachte den Matsch zum Dampfen. Über dem schmelzenden Eis stiegen Nebel auf. Ich rannte über die Straße zu Haydens Auto. Es war leer. Ich entdeckte, daß ich meinen Revolver in der Hand hielt, konnte mich aber nicht erinnern, ihn aus dem Halfter genommen zu haben. Ich blieb stehen und lauschte in die Dunkelheit hinein. Ich hörte kein Geräusch bis auf das Rauschen des Regens und die vorbeifahrenden Autos auf dem Jamaicaway. Mein Magen krampfte sich vor Anspannung zusammen. Ich folgte den Fußspuren, die zum Weiher hinunterführten. Ich konnte kaum etwas erkennen. Je mehr ich mich dem Weiher näherte, desto dichter wurde der Nebel. Schließlich konnte ich kaum noch die Hand vor Augen sehen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn Beowulf aus dem Moor gesprungen wäre...

Ich trug eine Wolljacke, die mir bis über die Hüften reichte. Der Regen durchnäßte mich bis auf die Haut. Vor mir hörte ich leises Jammern. Ich blieb stehen. Ininigem Abstand erkannte ich schemenhaft drei Gestalten. Ich kniff die Augen zusammen, bis sich die Konturen verschärften. Der Mann, von dem das Winseln kam, war Hayden. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Einer der beiden Männer hielt ihn fest. Als er ihn losließ, fiel Hayden auf die Knie und jammerte noch lauter. Der andere Mann holte einen Revolver und richtete ihn auf Haydens Kopf. Ich drehte mich zur Seite, um eine möglichst geringe Zielfläche abzugeben, und schrie: »Stehenbleiben!«

Der Bursche mit dem Revolver fuhr herum. In dem Augenblick, als ich das Mündungsfeuer sah und den Schuß hörte, fühlte ich auch schon den Schlag gegen meine Rippen. Es war, als hätte mich ein Ziegelstein getroffen. Ich taumelte, riß mich zusammen, atmete langsam aus, zielte mit meinem eigenen Revolver genau auf seine Brust... Er stürzte hintenüber. Jetzt schoß auch sein Komplize. Eine Kugel schlug in den Baumstamm neben mir ein. Aus den Augenwinkeln sah ich Hayden hinter einen Busch kriechen. Ich ging hinter einem Baum in Deckung. Noch spürte ich keine Schmerzen, aber meine ganze linke Seite war pelzig. Mir schwindelte. Totenstille. Die Lampen am Jamaicaway schimmerten trüb im Nebel. Es regnete jetzt stärker. Ich ließ mich am Baumstamm hinuntergleiten, legte mich bäuchlings in den Schlamm und spähte zwischen den Zweigen hindurch. Ich konnte niemand sehen. Zentimeter um Zentimeter schob ich mich nach hinten. Ungefähr zehn Meter weiter stand eine große Blautanne, deren Bodenäste sich ungefähr zwei Meter weit ausbreiteten. Ich kroch darunter und blieb still liegen. Noch immer rührte sich nichts.

Alles begann sich um mich herum zu drehen. Die ersten Schmerzen drangen durch meine Betäubtheit. Der Boden unter der Tanne war getaut, und die Erde aufgeweicht. Der Gedanke, daß es mich mein Leben kosten könnte, einen Doppelmörder vor gedungenen Killern zu schützen, erschien mir grotesk. Am liebsten wäre ich weggerannt, aber das hätte mich verraten, und meine Übelkeit wuchs. Nach einigen Minuten, die mir endlos vorkamen, sah ich ihn. Er hatte den Baum, unter dem ich mich zuerst versteckt hatte, vorsichtig umschlichen. Wäre ich noch dort gewesen, hätte er mich erledigt. Aber er war clever und brauchte nur eine Sekunde, um zu kapieren, daß ich verschwunden war und welches Versteck ich mir ausgesucht hatte. Er wirbelte herum, und ich schoß ihm in die Brust. Ich

mußte den Revolver mit beiden Händen umklammern, damit er nicht wackelte. Seine Waffe fiel ihm aus der Hand und plumpste in den Matsch. Ich kroch auf ihn zu und fühlte ihm den Puls. Sein Herz schlug nicht mehr. Auch sein Kumpel hatte seinen letzten Atemzug getan. Mühsam raffte ich mich auf und hielt Ausschau nach Hayden. Er war wie vom Erdboden verschluckt. Ich hätte nicht aufstehen sollen. Alles drehte sich vor meinen Augen. Ich fiel zu Boden, und der Schmerz in meinen Rippen wurde noch heftiger.

»Hayden!« rief ich keuchend. Keine Antwort. »Hayden, Sie verdammter Idiot, ich bin es, Spenser! Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Ich habe beide erledigt! Kommen Sie raus!«

Ich wälzte mich auf die Seite und steckte den Revolver in das Halfter. Dann zog ich mich mit beiden Händen an einem dünnen Baumstamm auf die Füße. »Hayden!« Auf einmal tauchte er hinter den Büschen auf. Seine Brille hatte er verloren, und das nasse, dünne Haar klebte ihm am Kopf.

»Sie wollten mich töten«, stammelte er. »Sie wollten mich töten. Sie... sie hatten kein Recht...«

»Hayden, mich hat's erwischt. Helfen Sie mir!« Hayden sah mich mit leerem Blick an. Seine Augen waren blutunterlaufen, die Lider geschwollen. Ohne Brille wirkte sein Gesicht nackt. »Sie sollten *Sie* töten!« sagte er. »Darüber werden wir uns später unterhalten. Jetzt müssen Sie mir helfen!« Das pelzige und dumpfe Gefühl war ganz verschwunden und hatte einem atemberaubenden Schmerz Platz gemacht.

»Wir waren Verbündete. Wir arbeiteten zusammen! Und sie wollten mich umbringen!«

Er drehte sich um und rannte auf seinen Wagen zu. Dieser gemeine Kerl! Ich hörte, wie er den Motor anließ, aber ich sah ihn nicht wegfahren. Ich war zu sehr mit mir beschäftigt. Zwei weitere Versuche überzeugten mich schließlich, daß ich es

nicht schaffen würde, den Hügel hinaufzugehen. Deshalb versuchte ich es auf allen vieren. Schwindel und Übelkeit nahmen bei jeder Bewegung zu.

Ich weiß nicht, wie lange ich zur Straße brauchte. Alle paar Meter mußte ich mich ausruhen. Das letzte Stück robbte ich mich auf dem Bauch weiter. Ich zog mich über den Bordstein und blieb mit dem Gesicht nach unten in der Gasse liegen. Der Regen trommelte auf meinen Rücken. Die Schmerzen in meiner Brust klopften mit denen in meinem Kopf um die Wette. Plötzlich sah ich das große gerötete Gesicht eines Polizisten im Strahl eines Scheinwerfers über mir und das regelmäßige Blinken des Blaulichtes. Ich hatte jedes Zeitgefühl verloren. Ich wußte nicht einmal mehr, wo ich eigentlich war. »Bleib liegen, Jack, beweg dich nicht!«

»Ich bin nicht betrunken«, sagte ich. »Das rieche ich. Deine linke Mantelseite ist voll Blut.«

»Ich bin nicht betrunken«, wiederholte ich. Das schien mir ungeheuer wichtig zu sein. Gleichzeitig wußte ich aber, daß er genau wußte, daß ich nicht betrunken war. »Ich bin völlig nüchtern«, wiederholte ich. Der Polizist nickte. Sein Kollege brachte eine Bahre. Gemeinsam legten sie mich darauf. »Mein Gott!« sagte ich.

Dann blendete mich plötzlich ein seltsames Licht. Ich sah Schläuche, Apparaturen und eine Frau in einem weißen Kittel. Man hatte mich ausgezogen. »Ich bin angeschossen worden«, sagte ich.

»Das war auch meine Diagnose.« Die Frau beugte sich über mich und untersuchte meinen Brustkasten. »Die Kugel ist direkt durchgegangen, hat eine Rippe angeschlagen – scheint nicht gebrochen zu sein. Großer Blutverlust und schwerer

Schock. Sie werden es überleben! Das tut jetzt weh.« Sie legte etwas auf die Wunde. Ich stöhnte.

Eine Schwester rollte mich auf der Bahre den Gang entlang, um die Rippe röntgen zu lassen. Dann brachte sie mich wieder zurück. Der Polizist mit dem roten Gesicht, der mich gefunden hatte, saß vor der Ambulanz. Sein dünner, pickliger Kollege lehnte am Türrahmen.

»Ich muß alles zu Protokoll nehmen«, sagte Rotgesicht. »Kann ich mir denken«, antwortete ich. »Kennen Sie Quirk, den Lieutenant vom Morddezernat?« Er nickte.

»Rufen Sie ihn an! Erzählen Sie ihm, daß ich hier bin! Er wird kommen, und ich werde alles zu Protokoll geben. Habt ihr meine Brieftasche?«

»Ja.«

»Okay, dann wißt ihr ja Namen und Beruf. Es ist sehr wichtig, daß Quirk meine Nachricht erhält. Ein Mann ist in Lebensgefahr. Er ist der Hauptverdächtige in zwei Mordfällen.«

Die Ärztin kam mit den Röntgenaufnahmen zurück und ging an Pickelgesicht vorbei ins Zimmer. »Wie ich vermutete, ist die Rippe angebrochen. Ich werde sie bandagieren und die Wunde verbinden. Dann legen wir Sie ins Bett. In ein paar Tagen sind Sie wieder auf den Beinen.« Rotgesicht sagte zu seinem Partner: »Ruf den Lieutenant an, Pooler!«

»Wieso diese Sonderbehandlung? Wir sollten seine Aussage protokollieren. Quirk wird es auf dem normalen Dienstweg erfahren.«

»Meinst du?« Rotgesicht holte ein großes Streichholz heraus, steckte es zwischen die Zähne und fing an, darauf herumzukauen.

»Wie kommen wir dazu? Nur weil der Bursche eine Privatdetektivlizenz hat, sollen wir ihm in den Hintern kriechen? Quirk kriegt das Protokoll, wenn es fertig ist.«

Rotgesicht nahm das Streichholz aus dem Mund und begutachtete das angeknabberte Ende. »Du rufst den Lieutenant an, verstanden? Nenn ihn beim Nachnamen, Pooler! Das gefällt ihm. Er kommt sich dann ungeheuer populär vor.«

»Aber...«

Rotgesichts Stimme wurde hart. »Dieser Bursche ist angeschossen worden, zwei andere sind tot. Der Lieutenant wird ihn sowieso irgendwann sprechen wollen. Wenn er ihn kennt, wird er ihn gleich sehen wollen. Warum sollte uns dieser Bursche ein Märchen aufbinden? Wenn seine Geschichte stimmt und wir haben den Lieutenant nicht benachrichtigt, dann können wir bald wieder Streife schieben.« Pooler zog ab. Die Ärztin verband emsig meine Brust und ignorierte uns beide.

»Wo bin ich?« fragte ich sie. »Boston-City-Krankenhaus?«

»Ja.«

Als sie fertig war, rollte mich eine Schwester zu meinem Stationsbett. Rotgesicht kam mit. Sein Kollege blieb unten, um auf Quirk zu warten. Die Station war halb leer und deprimierend. Die Schwester kurbelte das Bett hoch, und der Polizist und sie hoben mich gemeinsam hinein. »Die Ärztin meint, ich soll Ihnen eine Spritze geben, damit Sie schlafen können!« sagte sie.

»Nicht jetzt!« antwortete ich. »Warten Sie, bis ich mit der Polizei gesprochen habe.« Ich nickte zu Rotgesicht hin. »Okay«, sagte sie zu ihm. »Bestellen Sie der Stationsschwester, daß ich später komme und ihm die Spritze gebe.« Sie verließ den Raum.

Rotgesicht setzte sich neben das Bett. »Wie fühlen Sie sich?« fragte er.

»Als hätte mich eine Giraffe in die Rippen gekickt«, erwiderte ich.

Er fummelte in seinem Mantel herum und holte eine Flasche Old Overholt heraus. »Trinken Sie einen Schluck, bevor die Schwester zurückkommt!« sagte er. Ich nahm die Flasche. Er kurbelte das Kopfbündel so weit hoch, daß ich beinahe saß. Ich trank die Hälfte des Inhalts auf einen Zug und gab ihm die Flasche zurück.

Der Alkohol brannte mir im Magen und dämpfte den Schmerz. Quirk kam in Begleitung von Belson herein. Sein Blick wanderte von der Flasche zu Rotgesicht. Sie stand jetzt auf dem Nachttisch.

»Von wem hat er diese Flasche, Kenneally?« Rotgesicht zuckte die Schultern. »Er muß sie bei sich gehabt haben, Lieutenant.«

»Daß ich nicht lache!« sagte Quirk. »Ich werde sie mitnehmen.«

Belson zückte sein Notizbuch. Rotgesicht stand auf, ging ans andere Ende des Raumes, holte ein neues Streichholz hervor und biß darauf herum.

»Mit mir ist alles in Ordnung, Lieutenant. Nur ein kleiner Durchschuß!« sagte ich.

»Gut. Erzählen Sie! Da unten sind zwei Leichen, die die Polizisten vom Jamaica Pond Revier eben gebracht haben.« Ich schilderte ihm die Einzelheiten. Er hörte zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich geendet hatte, fragte er Belson: »Kennst du die beiden, Frank?«

»Der eine gehört zu Joe Broz' Killern. Den anderen kenne ich nicht. In seinem Führerschein steht der Name Albert J. Brooks. Kennen Sie ihn?«

Quirk schüttelte den Kopf und sah mich fragend an. Ich verneinte.

»Die Kollegen kümmern sich darum«, sagte Belson. »Du schnappst dir jetzt Hayden! Du mußt ihn finden und festhalten.«

»Yates wird enttäuscht sein«, meinte ich. »Kann ich nicht ändern. Hayden ist Zeuge eines Mordversuchs und von zwei Morden. Wir müssen ihn erwischen!« Quirk sah mich durchdringend an. »Zwei im Dunkeln erledigt«, sagte er. »Nicht schlecht.«

Er machte Belson ein Zeichen, und sie gingen hinaus. An der Tür drehte sich Quirk noch einmal um und sagte zu Kenneally: »Informieren Sie die Krankenschwester, daß wir fertig sind. Und geben Sie ihm nichts mehr zu trinken!« Als die Schwester kam, war ich wieder halb ohnmächtig und spürte den Einstich der Nadel kaum.

Als ich aufwachte, war es bereits Tag. Monotones, hohles Husten am anderen Ende des Saales drang in mein Bewußtsein. Ich drehte mich im Bett um und fühlte den hämmernden Schmerz in meiner Brust. Mühsam richtete ich mich auf, schob die Beine über den Bettrand und saß. Alle Betten waren belegt. Ich trug ein weißes, langes Nachthemd. Um meine Brust lag ein Verband. Ich stand auf. Meine Beine schienen aus Gummi zu sein, und ich mußte mich am Bett abstützen. Trotzdem schaffte ich die ganze Länge des Bettes. Nicht schlecht. Ich wanderte zwischen Kopf- und Fußende auf und ab. Und wieder zurück zum Kopfende. Dann begann ich, quer durch den Saal zu gehen. Langsam setzte ich einen Fuß vor den anderen. Ich schaffte es.

Ein zahnloser, alter Mann zischte mir zu: »Wenn man Sie erwischt, kommen Sie in Teufels Küche!«

»Warnen Sie mich rechtzeitig!« sagte ich und ging weiter, von einem Ende des Saales zum anderen, dann machte ich kehrt und schleppte mich wieder zurück. Als die Stationsschwester hereinkam, war mein Gleichgewicht fast wieder hergestellt. Sie sah mich an, als hätte ich mich auf den Boden übergeben.

»Oh! Nein!« rief sie. »Wir gehen sofort wieder ins Bett! Ein bißchen plötzlich! Wir dürfen noch nicht aufstehen! Kommen Sie!«

»Sonnenkind«, sagte ich, »wir stehen nicht nur auf. Sobald wir unsere Hosen gefunden haben, werden wir diese Klinik auch verlassen.«

»Unsinn! Sie machen jetzt einen hübschen Satz in Ihr Bett! Und zwar sofort!« Sie klatschte laut in die Hände.

»Erschrecken Sie mich lieber nicht!« Ich grinste. »Sonst werde ich noch ohnmächtig. Wie wär's mit Mund-zu-Mund-Beatmung?« Ich ließ mich in meinen Gehübungen nicht beirren. Sie warf einen Blick auf die Tafel über meinem Bett, auf der mein Name stand.

»Mr. Spenser, muß ich den diensthabenden Arzt holen?« In der Mitte der einen Wand entdeckte ich eine große Doppeltür. Ich stieß sie auf. Dahinter waren Wandschränke und Regale. Meine Kleider hatte man in einem der Regale verstaut. Ich schlüpfte in meine immer noch feuchten Hosen. »Mr. Spenser!« Sie blieb wie angewurzelt stehen. Ich ließ das Nachthemd fallen und zog die Jacke über den bandagierten Oberkörper. Hemd und Unterwäsche waren blutig und starrten so vor Schmutz, daß ich mich gar nicht erst mit ihnen abgab. Ich schlüpfte in meine Schuhe. Die Schuhbänder fehlten, zwei Zentimeter dicker Dreck klebte an ihnen. Revolver und Brieftasche konnte ich nicht finden, aber das sollte meine geringste Sorge sein.

Ich schob mich an der Schwester vorbei, deren hübsches Irengesicht rot angelaufen war.

»Kein Grund zur Panik, Sonnenkind!« sagte ich. »Sie haben alles getan, was in Ihren Kräften stand, um mich festzuhalten. Aber ich habe eine Menge zu erledigen. Außerdem, was macht einem vitalen Burschen wie mir schon eine kleine Schußwunde aus?«

Ich fuhr mit dem Aufzug nach unten. Als ich auf die Harrison Avenue in den blendenden Sonnenschein hinaustrat, fiel mir ein, daß ich weder einen Wagen noch Geld hatte. Obwohl ich keine Uhr trug, wußte ich, daß es noch früh sein mußte, die Straßen waren fast leer. Ich kehrte ins Krankenhaus zurück.

Die Schwester mit dem hübschen Irengesicht kam mir entgegengelauten.

»Mr. Spenser, Sie können nicht einfach so weggehen! Sie haben Blut verloren und einen schweren Schock erlitten.«

»Hören Sie zu, Sonnenkind!« sagte ich. »Wahrscheinlich haben Sie recht. Aber ich muß weg. Und wir wissen beide, daß Sie mich nicht daran hindern können. Wenn Sie etwas für mich tun wollen, dann leihen Sie mir Geld fürs Taxi.«

Einen Augenblick lang sah sie mich verdutzt an, dann lachte sie. »Okay!« sagte sie. »Ihre Unverfrorenheit muß wirklich belohnt werden. Warten Sie, ich hole meinen Geldbeutel.« Ich wartete, bis sie mit einer Fünfdollarnote zurückkehrte. »Sie bekommen es zurück.«

Sie schüttelte nur den Kopf. Ich ging bis zur Mass Avenue und hielt ein Taxi an. Als ich einstieg, fragte der Taxifahrer mißtrauisch: »Haben Sie Geld?«

Ich zeigte ihm den Schein, er nickte. Ich nannte ihm meine Adresse, und er fuhr mich nach Hause.

Als ich mich in der Glastür des Eingangs sah, verstand ich, warum der Mann so mißtrauisch gewesen war. Dreck, Blut und Regen hatten meinen Mantel ruiniert. Meine Hose war in keinem besseren Zustand. Über den schmutzverkrusteten Schuhen sah man meine nackten Knöchel. Ich hatte kräftige Bartstoppeln, und auf meiner Stirn prangte eine große Beule. Mir fiel ein, daß ich keinen Schlüssel hatte, und klingelte den Hausmeister heraus. Er sagte keinen Ton. »Ich habe meinen Schlüssel verloren«, erklärte ich, »können Sie mir die Wohnung aufschließen?«

Er nickte, stieg vor mir die Treppe hinauf und schloß die Tür auf.

»Danke!« sagte ich.

Er brummte etwas in sich hinein und verschwand. Ich fragte mich, ob ihm die Veränderung, die mit mir vorgegangen war,

überhaupt aufgefallen war. Vielleicht hatte ich mich in seinen Augen auch zum Vorteil verändert, wer weiß. Ich war froh, wieder zu Hause zu sein, auch wenn die Stille bedrückend war. Mein Blick fiel auf den Indianer auf der Anrichte im Wohnzimmer. Das Pferd hatte ich noch nicht geschnitzt, er schien auf einem Holzblock zu sitzen. Ich ging in die Küche, zog Mantel, Hose und Schuhe aus und stopfte alles in den Abfalleimer. Dann marschierte ich ins Bad und stellte mich unter die Dusche. Ich ließ sie laufen, während ich mich rasierte, und stellte mich dann noch einmal darunter. Ich trocknete mich sorgfältig ab und zog mich an: graue Hose, blaues geblühtes Hemd, blaue Socken, braune Stiefel mit seitlichem Reißverschluss und einen breiten braunen Ledergürtel mit einer riesigen Silberschnalle. Das Gefühl, wieder saubere Kleidung auf dem sauberen Körper zu spüren, hatte etwas Erhebendes. Jede Handbewegung war ein feierlicher Akt. Herrlich, daß ich nicht tot unter einer Blautanne im Matsch lag!

In der Küche braute ich mir einen starken Kaffee und legte sechs hausgemachte deutsche Würstchen in die Bratpfanne. Sie waren sehr fett und sehr gut. Ihretwegen fuhr ich extra nach North Shore, zu einem bestimmten Metzger. Als sie zu brutzeln begannen, entkernte ich einen großen grünen Apfel, schälte ihn und schnitt ihn in dicke Scheiben. Diese wälzte ich in Mehl und buk sie im Wurstfett. Ich trank den Kaffee mit viel Sahne und zwei Löffeln Zucker. Der Geruch der Würstchen und des Apfels ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Ich holte sie mit der Zange heraus und ließ sie auf einem Papiertuch abtropfen. Dann verzehrte ich Apfelringe und Würstchen mit zwei dicken Scheiben Roggenbrot und Walderdbeerenmarmelade, die man nur in der Mass Avenue kaufen kann.

Während ich den restlichen Kaffee trank, kamen im Radio die Morgennachrichten durch. Die Schießerei am Jamaica Pond wurde erwähnt, aber keine Namen. Von mir sprach man als einem Bostoner Privatdetektiv. Ich drehte das Radio ab, ließ das Geschirr stehen, ging ins Schlafzimmer, holte meinen Ersatzrevolver aus der Schublade und steckte ihn in ein anderes Halfter.

Aus meiner obersten Schreibtischschublade holte ich fünf Zehndollarnoten und einen Reservehausschlüssel und verstaute beides in meiner Hosentasche. Dann nahm ich ein Jackett aus dem Wandschrank, cremefarbene Wolle. Es war meine »Jacke für besondere Gelegenheiten«. Ich schonte sie für den Fall, daß ich in den Myopia-Jagdclub zum Cocktail oder Polomatsch eingeladen würde. Da jemand die Unverschämtheit besessen hatte, ein Loch in mein anderes zu schießen, mußte ich heute dieses tragen. Es war 8.10 Uhr, als ich die Wohnung verließ: sauber, satt und so munter wie ein lädierter Goldfisch.

Ich fuhr mit dem Taxi zum Jamaica Pond. Mein Wagen stand noch so da, wie ich ihn verlassen hatte, der Schlüssel steckte, und die Sonnenbrille lag noch auf dem Armaturenbrett. Niemand hatte die Radkappen geklaut – Gesetz und Ordnung war etwas Feines! Ich fuhr ins Büro, öffnete die Fenster, um gründlich durchzulüften, und ging die Post durch. Laut automatischem Telefonbeantworter hatte Marion Orchard dreimal und Roland Orchard einmal angerufen. Ich fragte bei Quirk an, ob man Hayden aufgespürt hatte. Er verneinte. Ich legte den Hörer auf, lehnte mich in meinem Sessel zurück und schob die Füße auf den Schreibtisch. Ein scharfer Schmerz schoß mir durch den Bauch. Ich hielt den Atem an und stellte die Füße vorsichtig wieder auf den Boden. Ungefähr dreißig Sekunden lang blieb ich unbeweglich sitzen und atmete kurz und flach, bis der Schmerz verebte. Dann stand ich auf und schloß die Fenster. Auf unüberlegte und hastige Bewegungen sollte ich eine Zeitlang verzichten. Es war höchste Zeit, daß ich mich auf die Suche nach Hayden machte. Hoffnungsvoll blickte ich auf die Stuart Street hinunter. Aber ich konnte ihn nicht entdecken. Ich sehnte mich nach meinem Bett. Mit größter Wahrscheinlichkeit würde ich ihn dort auch nicht finden. Ich würde lieber mein Glück bei Mrs. Hayden versuchen.

Als ich nach Marblehead hinausfuhr, waren die Schmerzen fast unerträglich geworden. Zuerst hatte ich sie fast mit einer Art Dankbarkeit empfunden. Erinnernten sie mich doch daran, daß ich noch lebte und nicht im Jamaica Pond verblutet war. Aber jetzt hatte ich mich an die Tatsache, am Leben zu sein,

bereits wieder gewöhnt. Die Schmerzen waren nicht mehr Boten des Lebens, sondern erinnerten mich an die Vergänglichkeit aller Dinge. Außerdem gehört die Straße nach Marblehead zu den schlimmsten von ganz Massachusetts. Besonders dann, wenn einem noch vor kurzem eine Kugel zwischen den Rippen gesteckt hat. Auf dem Dachfirst von Haydens grauem verwitterten Zweifamilienhaus saß eine Möwe. Heute bevölkerten mehr Leute die Werft als letztes Mal. Mir fiel ein, daß Samstag war.

Alle Fensterläden waren geschlossen, aber irgend etwas bewegte sich hinter der Tür. Ich klingelte und wartete. Niemand erschien, kein Laut. Ich klingelte noch einmal mit dem gleichen Resultat. Da lehnte ich mich mit der Schulter gegen die Klingel und beobachtete dabei, wie die Wellen gegen den Damm am östlichen Ende des Hafens klatschten. Die Klingel schepperte hohl durchs Haus, es hörte sich irgendwie verächtlich an. Mrs. Hayden hatte gute Nerven und stand das Klingeln fünf Minuten durch, dann öffnete sie die Tür einen winzigen Spalt, ohne die Kette abzunehmen, und rief: »Verschwinden Sie!«

»Wir müssen miteinander reden, Mrs. Hayden!« sagte ich. »Die Polizei war schon hier. Ich habe keine Ahnung, wo Lowell steckt. Verschwinden Sie!«

»Lowell hat nur eine Chance zu überleben, und diese Chance bin ich. Wenn Sie die Tür zuschlagen, ist Ihr Mann erledigt.«

Die Tür knallte zu. Ich war wieder einmal sehr überzeugend gewesen. Erneut lehnte ich mich gegen den Klingelknopf. Es dauerte noch vier oder fünf Minuten, dann gab sie auf. Selbst Menschen, die Marterungen mit Bambussplittern unter den Fingernägel ertragen, werden bei zehn Minuten Klingeln schwach. Sie öffnete.

»Mrs. Hayden!« sagte ich schnell, »heute nacht habe ich Ihrem Mann das Leben gerettet und bin deswegen

angeschossen worden. Daß Ihr Mann davongelaufen ist und mich im Stich ließ, hätte mich um ein Haar das Leben gekostet. Er ist mir noch was schuldig! Sie sind mir auch noch etwas schuldig! Ich muß sein Leben noch mal retten. Eine andere Chance bekommt er nicht!«

»Kommen Sie herein!« sagte sie.

Sie war so schick angezogen wie bei meinem ersten Besuch: braune Cordhosen, Ledersandalen, keine Strümpfe. Am großen Zeh saß eine Schleife. Ihr Gesicht war ohne Make-up, die Augen hinter den rosagetönten Gläsern waren so warm und tief wie die Spitze eines Billard-Queues. In der Wohnung roch es nach Katzen. Gegenüber der Haustür lag das Wohnzimmer. Dahinter konnte ich die Küche sehen und rechts davon eine Tür, die wahrscheinlich in das Studierzimmer des großen Meisters führte. Vor mir, rechts an der Wand, führte eine Treppe nach oben. Das Wohnzimmer war groß und sonnig. Es erinnerte mich an das Schaufenster eines Einrichtungshauses. Vier Direktorensessel, blau und orange, gruppierten sich um einen durchsichtigen Kunststoffwürfel mit einer leeren Vase. An der einen Wand stand ein Bücherschrank aus Eiche. In den Fächern und Regalen lagen und standen Bücher, meistens Taschenbuchausgaben, Schallplatten und Zeitschriften, wahrscheinlich alles Fachzeitschriften. Im obersten Regal stand ein teures Stereogerät mit zwei Fisher-Lautsprecherboxen. Die Anlage hatte wahrscheinlich soviel gekostet wie mein Auto und war mehr wert als alle Möbel zusammen. »Setzen Sie sich!« sagte Mrs. Hayden. Ihre dünnen Lippen bewegten sich beim Sprechen kaum. »Kaffee?«

»Ja, bitte!« Ich setzte mich in einen der Direktorensessel. Die fette Angorakatze auf dem gegenüberstehenden Sessel starrte mich unentwegt an. Ihre gelben Augen waren so blank wie Messingknöpfe. Sie schnurrte. Es war das erste Mal, daß ich in einem Direktorensessel saß. Ich hatte nichts versäumt. Mrs.

Hayden erschien mit einer weißen Kaffeekanne aus Plastik, wie man sie beim Kauf von zehn Gallonen Benzin an Tankstellen gratis bekommt. Ich trank den Kaffee schwarz. Es war Pulverkaffee.

»Sie sagten, daß mein Mann Ihre Hilfe braucht. Warum?«

»Er ist in einen schweren Diebstahl und zwei Morde verwickelt. Zwei Killer sind hinter ihm her. Und wenn ich ihn nicht finde, dann werden sie seine Probleme mit einer Kugel lösen.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Sie wissen es sehr gut. Wir wollen uns deswegen nicht streiten. Wenn wir ihn nicht in Schutzhaft nehmen, ist er so gut wie tot.«

»Warum glauben Sie, daß Sie ihm helfen können?«

»Ist nun mal mein Job! Ich habe ihm gestern nacht geholfen. Ich werde es noch einmal tun. Ein Polizist des Morddezernats, Lieutenant Quirk, will ihm ebenfalls helfen.«

»Warum sollte ich Ihnen vertrauen?«

»Weil ich ein Loch in der Brust habe. Weil Sie mir letzte Nacht eine gute Portion mehr trauen konnten, als ich Ihrem Mann.«

»Warum sind Sie so um ihn besorgt? Was kümmert Sie es, ob ihm etwas zustößt?«

»Was mit ihm geschieht, ist mir egal. Mir geht es um ein zwanzig Jahre altes Mädchen, das im Frauengefängnis enden wird, wenn ich durch Ihren Mann nicht bald die Wahrheit herausfinde.«

»Und was geschieht mit ihm, wenn Sie die Wahrheit herausfinden oder das, was Sie für die Wahrheit halten?«

»Er wird leben. Viel mehr kann ich nicht versprechen. Aber dieses Versprechen ist immer noch besser, als das, was ihn erwartet, wenn Broz ihn vor mir findet.«

»Das ist doch lächerlich!« rief sie mit ihrer dünnen, flachen Stimme. »Ich habe noch nie von einem Mann namens Broz gehört. Ich weiß nichts von zwei Morden und einem Mädchen, das ins Gefängnis kommen soll. Mein Mann ist in einer geschäftlichen Angelegenheit verreist!« Sie hatte ihre Hände in den Schoß gelegt und drehte an ihrem goldenen Ehering. Ich schwieg. Ihre Stimme stieg eine halbe Oktave. »Es ist absurd! Sie sind absurd! Ein absurdes Märchen! Mein Mann ist ein anerkannter Dozent und hat auf seinem Gebiet in ganz Amerika einen Namen. Sie können das natürlich nicht wissen. Sie können überhaupt nichts wissen. Sie sind nichts als ein...«

»Ein kleiner Schnüffler?« schlug ich vor.

»Ein unverschämter Schnüffler! Meinem Mann wird nichts zustoßen! Ihm geht es gut. In ein paar Tagen wird er wieder zu Hause sein. Er ist auf einer Geschäftsreise, habe ich Ihnen gesagt. Warum quälen Sie mich mit Ihren Fragen?« Ihre Stimme schoß um einige weitere Töne in die Höhe. »Warum verfolgen Sie ihn? Warum sind alle hinter ihm her? Er ist ein friedlicher Mann, aber ihr laßt ihn nicht in Ruhe! Keiner! Sie nicht, und die Polizei auch nicht, dieses Mädchen nicht...« Tränen liefen über ihr Gesicht. Ihre Stimme klang, als habe sie einen Frosch im Hals. »Welches Mädchen?«

Da fing sie hysterisch an zu jammern. Ihr Gesicht lief rot an, ihre Nase tropfte, ihr ganzer Körper wurde geschüttelt. Ich trank den Kaffee und wiederholte meine Frage: »Welches Mädchen?«

Wenn sie ihr Gesicht wenigstens in den Händen vergraben oder sich abgewendet hätte, wäre ihr Anblick erträglich gewesen. Aber sie richtete ihre Augen unentwegt auf mich. Es schüttelte sie immer heftiger. Ich bekam es langsam mit der Angst zu tun. Schließlich konnte ich das Geschluchze nicht länger ertragen, stand auf, sah auf den Hof hinunter, steckte die Hände in die Taschen, marschierte durch das Zimmer und

blieb vor dem anderen Fenster stehen. Sie heulte immer weiter. Meine Wunde schmerzte, in meinem Kopf pochte es, und mir war speiübel.

Ich beobachtete sie aus den Augenwinkeln. Sie wollte die Tasse aufnehmen, aber ihre Hand zitterte so sehr, daß sie den Kaffee verschüttete. Er bildete auf dem Kunststoffwürfel einen braunen See. Da warf sie die Tasse auf den Boden. Die Katze schreckte aus ihrem Sessel auf und huschte in die Küche.

»Welches Mädchen?« fragte ich wieder.

Sie schüttelte den Kopf und rannte in die Küche. Ich stellte mich in die Tür, um zu verhindern, daß sie sich mit dem elektrischen Dosenöffner den Kopf abrasierte. Aber sie hatte eine weitaus bessere Idee. Sie holte eine Flasche Scotch aus einem Schrank, öffnete sie und goß ein Wasserglas voll. Mir bot sie keinen an. Sie trank den Whisky wie Hustensaft. Dann füllte sie das Glas erneut, trug es ins Wohnzimmer und stellte es auf den Kunststoffwürfel. Sie wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht und strich sich das Haar aus der Stirn. Aus einer Tasche ihrer Cordhose zog sie ein zerdrücktes Päckchen Kent. Sie brauchte zwei Streichhölzer, bis die Zigarette brannte. Dann inhalierte sie tief. Die Katze miaute, Mrs. Hayden schien sie nicht zu hören. Die Katze miaute noch einmal. Ich stand auf und ließ sie ins Freie. Dann drehte ich mich um und lehnte mich mit verschränkten Armen gegen die Tür. In dieser Stellung waren meine Schmerzen erträglicher.

»Hören Sie, Mrs. Hayden, Sie stecken in einer Sackgasse. Sie haben Probleme, mit denen Sie nicht allein fertig werden. Einige Leute versuchen, Ihren Mann zu töten. Die Polizei kann ihm nicht helfen, weil Ihr Mann glaubt, daß die Gangster auf seiner Seite stehen. Sie sind am Ende. Ihr hysterischer Anfall eben sprach Bände. Ich bin der einzige, der Ihnen helfen kann, auch wenn Sie dieser Gedanke offenbar nicht beglückt. Aber es gibt keinen anderen Weg. Wenn Sie Joe Broz um Hilfe

bitten, können Sie sich gleich das eigene Grab schaufeln.
Wenn Joe Broz Ihren Mann vor uns findet, ist er erledigt!«

Vielleicht war es mein unwiderstehlicher Charme. Oder meine umwerfende Logik. Oder nur schiere Verzweiflung. Denn sie sagte: »Ich bringe Sie zu ihm.« Nur das. Ohne jede Einleitung. »Okay!«

Das *Copley Plaza* liegt am Copley Square, genau wie die Stadtbibliothek und die Dreifaltigkeitskirche. In der Mitte des Platzes plätschert im Sommer ein Springbrunnen. Das *Copley Plaza* ist ein sehr vornehmes Versteck für jemand, der sich vor der Polizei verstecken muß. Die Zimmer sind hoch und mit dicken Teppichen ausgelegt. Jeden Nachmittag um vier wird in der Halle Tee serviert. Wer einen Drink möchte, geht in die *Karussell-Bar* und setzt sich an die Theke, die sich langsam im Kreis dreht. Alles ist vergoldet, und die vielen Pikkolos, die zwischen den griechischen Säulen umherhuschen, sehen in ihren grünen Uniformen mit goldenen Litzen sehr vornehm aus. Jedesmal, wenn ich das *Copley Plaza* betrete, dämpfe ich automatisch meine Stimme. Sehr oft führt mich mein Job allerdings nicht hinein. Wir stiegen in den Aufzug und verließen ihn, zusammen mit einem anderen Paar, im vierten Stock. Dann gingen wir den Gang entlang, der in einem vornehmen Beigeton tapeziert war. Mrs. Hayden klopfte an die Tür von Nr. 411. Das andere Paar schlenderte an uns vorbei und bog um die Ecke. Die beiden machten den Eindruck, als wären sie auf Hochzeitsreise. Vielleicht arbeiteten sie aber auch nur im selben Büro und hatten gerade Mittagspause. Mrs. Hayden klopfte zweimal. Kurze Pause. Dann noch zweimal. Teufel, Teufel, ein Geheimcode! Die beiden verstanden ihr Handwerk. Die Tür öffnete sich einen Spalt breit.

»Was ist los, Judy?« fragte Hayden. Das gefiel mir gar nicht. Mrs. Hayden war keine Judy. Vielleicht eine Ruth oder eine Elsie, aber doch keine Judy? »Laß uns rein, Lowell!«

»Was will der hier? Hat er dich gezwungen, Judy? Ich sagte dir doch, daß du niemand mitbringen darfst.« Judys Stimme wurde schärfer. »Laß uns rein, Lowell!« Dann sanfter: »Es ist alles in Ordnung!«

Hayden schloß die Tür, hängte die Kette aus und öffnete sie dann wieder. Der Raum war sehr groß. Das Doppelbett schien er eben noch benutzt zu haben. Ein Fenster ging auf die Dartmouth Street. Im Fernseher lief eine Show. Einzelne Seiten des *Globe* lagen auf dem Boden. Hayden schloß die Tür hinter uns, hängte die Kette wieder ein und stellte sich so hin, daß das Bett zwischen uns war. »Was wollen Sie?« fragte er.

Ich langte hinüber, schaltete den Fernseher aus und sagte: »Sie schulden mir noch einen Gefallen!«

Judy Hayden ging um das Bett herum und stellte sich neben ihren Mann. Sie war um gut vier Zentimeter größer. »Ich schulde Ihnen überhaupt nichts, Spenser. Warum bleiben Sie mir nicht vom Leib?« Was war er doch für ein widerspenstiger Kerl! »Wäre ich letzte Nacht nicht zufällig an Ort und Stelle gewesen, dann würde Ihre Leiche bereits den Boden düngen. Wenn Sie mir nicht helfen, ist Ihre Uhr bald endgültig abgelaufen.«

»Sie sollten *Sie* töten!« sagte er.

»Sie irren sich, Hayden! Man wird *Sie* töten! Warum? Weil die Gangster wollen, daß über diese Sache endlich Gras wächst. Ich habe so lange in dem Fall herumgestochert, bis ich Sie aufspürte. Wenn man mich tötet, dann werden andere Leute, die von meiner Arbeit wissen, nur noch intensiver darin herumstochern. Sie sind die Schlüsselfigur, Hayden. Sie sind der Mann, der Dinge weiß, die nicht bekannt werden sollen. Broz muß verhindern, daß Sie reden. Wenn man mich tötet, bleiben immer noch Sie, der Mitwisser. Schließlich ist nicht auszuschließen, daß Sie einem Polizisten, zum Beispiel Lieutenant Quirk vom Morddezernat, in die Hände fallen.

Dieser dreht Sie dann so lange durch die Mangel, bis Ihr Wissen aus Ihnen herausfällt. Broz möchte kein Risiko eingehen.« Mrs. Hayden hatte in einer mütterlichen Geste den Arm um die Schultern ihres Mannes gelegt. »Wenn man Sie tötet, dann gibt es niemanden mehr, der Broz gefährlich werden könnte. Quirk und ich könnten uns gegenseitig ausfragen, bis wir schwarz werden, es käme nichts dabei heraus, weil wir nichts wissen. Ist das einleuchtend genug?«

Hayden starrte mich nur an. Ich blieb am Ball. »Vermutlich waren Sie und Powell im Rauschgifthandel tätig. Vielleicht um Geld zu verdienen, vielleicht aber auch, um die Söhne feiner Herrschaften süchtig zu machen. Sie können es mir später erzählen. Jedenfalls versorgte Sie Joe Broz mit Stoff. Er sah in der Universität einen neuen, sehr entwicklungsfähigen Absatzmarkt. Aber um diesen Markt beliefern zu können, brauchte er Sie. Dann hat Sie der Übermut gepackt. Sie haben die Godwulf-Handschrift gestohlen und Lösegeld dafür verlangt. Durch diese Dummheit lockten Sie die Universitätspolizei und auch mich auf Ihre Spur. Vielleicht bedeutete es keine allzu große Bedrohung, aber es war doch ziemlich ärgerlich. Die zweite Dummheit war, daß Sie sich mit Powell zerstritten. Warum, weiß ich nicht. Auch das können Sie mir später erzählen. Jedenfalls waren Sie der Dozent, mit dem Powell am Telefon eine Meinungsverschiedenheit hatte. Und Sie waren es auch, der ihn den Killern ans Messer geliefert hat. Nur Sie können es gewesen sein.

Sie waren der einzige, der an Terrys Revolver herankamte, Cathy Connelly besorgte ihn für Sie.«

Judy Haydens Arm legte sich fester um seine Schulter. Er schien sich gegen diese Berührung wehren zu wollen. Er erinnerte mich an ein Kind, das nicht gern umarmt werden möchte.

»Sie wohnte mit Terry in einer Wohnung und wußte von dem Revolver. Und sie war Ihre Geliebte und muß es Ihnen erzählt haben. Powell wurde erledigt, Sie behielten eine saubere Weste, alles schien in Ordnung, doch da tauchte ich auf und fragte Sie aus. Sie verloren die Nerven. Noch in der gleichen Minute, als ich Ihr Zimmer verließ, telefonierte Sie mit Broz. Am gleichen Abend erwarteten mich seine Leute in meinem Büro. Das Buch wurde am nächsten Tag zurückgegeben. Aber ich ließ mich nicht so schnell abwimmeln. Ihre Panik nahm zu, Cathy Connelly wußte von dem Mord an Powell. Was, wenn sie das Verhältnis beendete? Was, wenn Ihre Frau davon erfahren würde, sich das Mädchen vorknöpfte, und diese würde sich in ihrem Haß verraten? Cathy wußte als einzige von Ihren Geschäften mit Broz. Vielleicht gab es Leute, die Ihnen Ihre Zusammenarbeit mit der SGDKA anhängen konnten, aber dieser Punkt hätte Sie im Höchstenfall den Lehrstuhl gekostet. Außerdem bemühte sich die Universität nicht sonderlich intensiv, den Dieb zu finden. Schließlich hatte man das Buch wieder. Aber wenn Sie Cathy Connelly loswurden, dann würde Broz für Powell Ersatz anheuern, und das Geschäft konnte weitergehen, als wäre nichts geschehen. Darum haben Sie Cathy getötet. Und das war Ihre größte Dummheit. Mord liegt nicht auf Ihrer Linie, und Sie haben Ihre Arbeit verdammt dilettantisch gemacht. Hätte Joe Broz nicht seine Beziehungen spielen lassen, würden Sie jetzt in einer kleinen, hübschen Zelle sitzen. Ich wurde zu Ihrem Schatten. Als Sie nicht mehr weiter wußten, baten Sie Broz erneut um Hilfe. Sie fingen an, ihm auf die Nerven zu fallen. Sie dachten, er würde mich töten, aber jetzt war er hinter Ihnen her. Und das ist er noch immer! Sie haben eine Chance, wenn Sie ihm sein Motiv nehmen und mir und der Polizei erzählen, was Sie wissen. Vielleicht können wir Broz schnappen. Vielleicht auch nicht. In jedem Fall aber können wir Sie vor ihm schützen...«

»Sie hat mir dabei geholfen!« sagte er plötzlich. »Lowell...« bat Mrs. Hayden mit erstickter Stimme. »Es war ihre Idee, Cathy zu töten, nicht meine. Sie begleitete mich und hielt Cathy fest, als ich sie schlug. Sie sagte, es sollte aussehen, als wäre sie in der Wanne ertrunken.« Mrs. Haydens Arm glitt von seiner Schulter. Sie vermied es, uns anzusehen.

Hayden erzählte mit ausdrucksloser Stimme weiter: »Ich nehme keine Drogen. Viele Leute brauchen sie zur Befreiung ihres Bewußtseins, um ihr Wahrnehmungsvermögen zu stärken, um sich von dem Druck der Heuchelei in Amerika zu befreien. Eine Drogenkultur ist der erste Schritt zu einer freien Gesellschaft. Ich war derjenige, der den Stoff von Broz beschaffte. Dennis brachte das Heroin unter die Studenten. Er hatte keine Ahnung, wer mein Lieferant war. Und ich wußte nicht, an wen er das Zeug verkaufte. Und das war gut so.« Um seine Lippen spielte ein verträumtes Lächeln. Seine Augen konzentrierten sich auf einen Punkt über meiner linken Schulter.

»Doch dann hat er alles verdorben. Er beschwerte sich über die Qualität des Heroins, behauptete, es sei zu sehr verschnitten. Ich beruhigte ihn, sagte, ich wollte mit meinem Lieferanten darüber sprechen. Joseph Broz erklärte, daß die Qualität erstklassig sei und es auch in Zukunft bleiben würde. Daraufhin drohte mir Dennis mit der Polizei. Er drohte, alles auszuplaudern, über die Ziele der SGDKA und so weiter. Nur, weil er reineres Heroin wollte, verriet er die Bewegung und opferte seine Ideale. Er mußte erledigt werden. Miss Connelly und ich besprachen die Angelegenheit, und sie erwähnte Terrys Revolver. Ich unterbreitete unseren Vorschlag einem von Joseph Broz' Männern, der sagte, wenn wir ihm den Revolver besorgen könnten, würde er den Rest im Alleingang erledigen. Cathy Connelly besuchte Terry und ließ den Revolver mitgehen. Es tut mir leid, daß Miss Orchard in die

Sache hineingezogen wurde. Sie gehört der Bewegung an, und wir wollten ihr kein Leid zufügen.«

Er machte eine Pause. Noch immer waren seine Augen auf einen Punkt hinter meiner Schulter fixiert. Wieder spielte dieses verträumte Lächeln um seine Lippen. Seine Augen hatten einen merkwürdigen Glanz. In einer Minute würde er mich als »mein lieber Genosse« ansprechen. Plötzlich verschwand das Lächeln. »Sie wissen jetzt alles«, sagte er. »Werden Sie es vor der Polizei wiederholen?« fragte ich. Er schüttelte den Kopf. »Ich werde sterben, ohne geredet zu haben«, sagte er. Er fühlte sich offenbar schon als Märtyrer...

»Sie werden nicht sterben!« antwortete ich. »Im Augenblick gibt es keine Todesstrafe. Sie werden nur ins Gefängnis kommen – wenn Sie aussagen. Sonst werden Sie allerdings sterben, ohne etwas zu sagen – wie heute nacht beinahe. Da waren Sie auf die Rolle des Helden nicht sehr erpicht.« Judy Hayden legte ihm wieder die Hand auf die Schulter. »Geh zur Polizei, Lowell!« drängte sie.

Er zuckte vor ihrer Berührung zurück. »Ich habe es ihm erzählt, das reicht. Von nun an werde ich schweigen. Wenn du ihn nicht mitgebracht hättest, hätte ich es niemandem erzählen müssen! Aber du hast mich verraten. Gibt es denn keinen Menschen, dem ich trauen kann? Dir war die Bewegung schon immer gleichgültig. Cathy Connelly war sie auch gleichgültig!«

»Aber *du* bist mir nicht gleichgültig!« antwortete sie. Ihr Körper schien wie erstarrt zu sein.

»Ich bin die Bewegung!« sagte er. Ein Lächeln verklärte sein Gesicht. Seine Augen schimmerten feucht. Er schien einem fernen Trommelwirbel zu lauschen. Vielleicht hörte er schon »God save the King«.

Es herrschte Schweigen. Ich wagte nicht, Mrs. Hayden anzusehen. Ein Geräusch unterbrach die Stille. Es klang, als würde sich ein Schlüssel im Schloß drehen. Ich wandte mich zur Tür. Ich irrte mich: Plötzlich wurde die Verbindungstür zum nächsten Raum aufgestoßen. Phil trat ein, in der Hand eine Pistole mit Schalldämpfer.

Er zielte auf mich, sagte mit seiner eingerosteten Stimme: »Deine Zeit ist abgelaufen!« und schloß die Tür hinter sich. »Das Pärchen im Aufzug!« sagte ich. Phil nickte.

»Du hast Mrs. Hayden beschatten lassen!« fuhr ich fort. Phil nickte wieder.

»Was bin ich doch für ein Vollidiot!« sagte ich. »Wir waren zu fünft, da merkt man's nicht so schnell«, erwiderte Phil.

Die Munition der 45er-Automatik, die er in der Hand hielt, hat die Größe eines Baseballs. Ein Schuß reicht, um sogar ein wütendes Rhinoceros zu Boden zu strecken. Es gibt nur wenig Leute, die diese Waffe benutzen. Sie ist zu groß, zu plump und trägt unter dem Jackett viel zu sehr auf. Wenn man sie abfeuert, reißt einen der Rückschlag um. Aber zu Phil paßte sie genau.

»Sie sind gerade noch rechtzeitig gekommen!« bemerkte Hayden.

Phils Mundwinkel zuckten. Vielleicht war es der Anflug eines Lächelns. »Stell dich neben Spenser!« befahl er. Hayden starrte ihn wortlos an. Ohne seine Stimme zu verändern, knurrte Phil: »Los, mach schon!« Hayden trat neben mich. Mrs. Hayden kam ebenfalls an meine Seite. Fred Astaire und Ginger Rogers. Wie zum Teufel kam ich darauf? »Spenser,

nimm deine Kanone mit zwei Fingern deiner linken Hand aus dem Halfter und laß sie fallen!« Mir blieb nichts anderes übrig. Seit ich meinen Revolver an der rechten Hüfte trug, mußte ich meinen Körper beim Herausnehmen leicht drehen. Eine Bewegung, die mir neue Schmerzen verursachte. Aber es war nur noch eine Frage der Zeit, bis er mich für immer davon befreien würde. Ich zitterte, als hätte ich zuviel Kaffee getrunken. In meinen Armen begann es vor Anspannung zu kribbeln. Ich fingerte am Halfter herum und warf den Revolver auf den Boden. »Kick ihn unters Bett!« befahl Phil. Bei jedem seiner Worte lief es mir kalt über den Rücken. Ich stieß den Revolver weg. »Sie können mir nichts tun!« sagte Hayden. »Wenn Sie mir etwas tun und Joseph Broz davon erfährt, bekommen Sie Schwierigkeiten.«

Konnte man so naiv sein? Ich beobachtete Phil. Schwer zu erraten, was in seinem Kopf vorging. Er trug den gleichen Mantel wie bei unserem Rendezvous in meinem Büro. Ich beobachtete seinen Finger, der am Abzug lag. Vielleicht konnte ich ihn in dem Augenblick, wo sich sein Finger krümmte, anspringen. Die Pistole war noch nicht entsichert. Das würde mir eine Hundertstelsekunde Zeit geben. Wenn meine Brust nur nicht so schmerzen würde. Der Verband behinderte mich, der Blutverlust hatte mich geschwächt. Wie sollte ich es schaffen, über das Bett zu hechten und Phil die Pistole zu entreißen? Sicher keine Aufgabe für Schwächlinge! Meine Chance war gering. Aber der Versuch lohnte sich. Immer noch besser, als stillzuhalten, während er mir ins Gesicht schoß. Da mich Phil für den einzigen hielt, der ihm Ärger bereiten konnte, würde er zuerst auf mich schießen. Hayden redete wie ein Wasserfall. Seine Stimme überschlug sich. »Wissen Sie überhaupt, mit wem Sie es zu tun haben? Sie haben keine Ahnung, wieviel Leute sich unserer Bewegung angeschlossen haben. Wenn mir etwas zustößt, werden diese

nicht ruhen, bis sie mich gerächt haben. Man wird Sie verfolgen und kein Versteck ist sicher genug. Auch Joe Broz wird sehr, sehr böse auf Sie sein!«

Phil sah ihn sichtlich interessiert an. Ein Mann wie Hayden war ihm bestimmt noch nie über den Weg gelaufen. »Und Sie wissen selbst am besten, wie böse Joseph Broz werden kann. Ich stehe doch auf Ihrer Seite! Ich möchte doch nur, daß sich auch für Sie alles zum Guten wendet. Ich kämpfe für eine Welt, in der Männer wie Sie nicht mehr außerhalb des Gesetzes stehen müssen. Ich bin nicht Ihr Feind. Erschießen Sie Judy und Spenser. Sie hat mich verraten, und er ist Ihr Feind. Erschießen Sie die beiden, aber lassen Sie mich leben. Bitte!« Seine Beine schienen unter ihm wegzurutschen, er fiel auf die Knie und blieb auf den Fersen hocken.

Diese Extravorstellung gefiel Phil. Er gackerte wie ein Huhn. »Was haben Sie mit meinem Mann vor?« fragte Mrs. Hayden.

Phil fing wieder an zu gackern. »Ich erschieße ihn.«

Mrs. Hayden sprang ihn an wie eine Katze. Ich hörte einen dumpfen Schlag. Phil hatte abgedrückt. Es mußte sie erwischt haben, aber sie ließ nicht locker. Mit beiden Händen bekam sie seinen Arm zu fassen und biß ihm ins Handgelenk. Das Geräusch, das sie dabei von sich gab, war eine Mischung aus Fauchen und Stöhnen. Wieder hörte ich diesen dumpfen Schlag. Ich hechtete über das Bett. Mit der linken Faust verpaßte er mir einen Haken, der mich mitten im Gesicht traf. Einen Augenblick lang glaubte ich, mit voller Wucht gegen einen Baumstamm geprallt zu sein. Ich fiel aufs Bett, rollte mich zu Boden und sprang wieder auf. Mrs. Hayden hing noch immer an seinem Handgelenk. Diesmal packte ich Phil von hinten und legte ihm den Arm um den Hals. Sein Hemd roch stark nach Schweiß. Ich konnte zwei Finger in seine Nasenlöcher haken und zog mit aller Kraft. Er gab einen grunzenden Laut von sich, sein Kinn hob sich etwas. Das

genügte. Mein rechter Unterarm schob sich über seinen Adamsapfel, ich legte die rechte Hand auf den linken Unterarm, die linke Hand hinter den Kopf und hatte ihn in der *Zange*. Ich drückte zu.

Ich konnte fühlen, wie seine Nackenmuskeln anschwellen. Ebensogut hätte ich einen Hydranten erwürgen können. Phil war stark wie ein Bär.

Ich drückte und drückte. Das Blut in meinen Ohren pochte vor Anstrengung. Dann gab Phil ein Geräusch von sich, das wie das Krächzen einer Krähe klang. Er drehte sich einmal um sich selbst, fiel hintenüber und begrub mich und Mrs. Hayden unter sich. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich ihn umklammerte. Es dauerte endlos, bis sein Körper erschlaffte. Als ich ihn losließ, konnte ich meine Hand kaum öffnen. Schweißüberströmt und völlig erschöpft kam ich langsam auf die Beine. Phil war tot. Sein Körper, der Fußboden und meine Beine waren mit Blut bedeckt – Mrs. Haydens Blut. Ich berührte sie leicht, aber sie bewegte sich nicht. Ich fühlte ihren Puls. Sie hatte keinen mehr. Sie war verblutet. Von wieviel Kugeln aus Phils Pistole sie getroffen worden war, war nicht festzustellen. Außerdem wollte ich es auch nicht wissen. Das Zimmer glich einem Schlachtfeld, und meine Brust schmerzte. Auf meinem Hemd bildete sich ein Blutfleck. Die Wunde war wieder aufgeplatzt.

Plötzlich fiel mir Hayden ein. Ich konnte ihn nirgends entdecken. Er würde kaum auf eine Medaille für besondere Tapferkeit hoffen können. Ich ging zur Tür. Die Kette war vorgehängt. Die Verbindungstür, durch die Phil hereingekommen war, hatte jemand von der anderen Seite verschlossen. Ich drückte auf die Klinke der Badezimmertür. Es war abgeschlossen.

»Hayden!« rief ich und klopfte. Nichts. Meine Nerven waren zum Zerreißen angespannt. Ich nahm einen kurzen Anlauf und

rannte die Tür ein. Sie war nur aus dünnem Holz und ging sofort aus den Fugen. Von Hayden keine Spur. Ich schob den Duschvorhang zur Seite, und da kauerte er mit angezogenen Beinen in der Wanne. Er blickte zu mir auf und sagte: »Bitte, nicht!« Ich packte ihn am Kragen, riß ihn hoch und bugsierte ihn vor mir her. Er strauchelte, fiel fast und blieb vor der Leiche seiner Frau stehen. Ich hob sein Kinn hoch, so daß sich unsere Nasen fast berührten. »Ich habe drei Menschen getötet«, rief ich, am ganzen Körper zitternd, »um dich verdammten Feigling zu retten. Er hat deine Frau wie ein Sieb durchlöchert, und sie ist unter großen Schmerzen verblutet, um dich verdammten Feigling zu retten! Ich werde jetzt Martin Quirk anrufen, damit er dich festnimmt. Du wirst ihm alles erzählen und jede Frage beantworten. Wenn du dich weigerst, werde ich Quirk bitten, mich mit dir in einer Zelle allein zu lassen. Und dann gnade dir Gott! Ich werde dich zu Tode prügeln, das verspreche ich dir.«

»Ja, Sir!« antwortete er bloß. Als ich ihn losließ, blieb er bewegungslos stehen und starrte auf seine Frau hinunter, die Arme auf dem Rücken verschränkt. Ich ging zum Telefon und wählte die Nummer, die ich inzwischen auswendig kannte.

Im Zimmer herrschte Hochbetrieb. Die Männer vom gerichtsmedizinischen Institut hatten Phil und Mrs. Hayden mitgenommen. Der Hotelarzt war gekommen, um sich meine aufgeplatzte Narbe anzusehen. Er gab mir den Rat, sie neu nähen zu lassen. Neben dem umgeworfenen Fernseher stand Frank Belson mit seinem Notizbuch. Vor ihm, in dem einzigen Sessel des Hotelzimmers, saß Lowell Hayden. Er sprach, und Belson schrieb mit. Quirk, drei Polizisten in Uniform und einige andere in Zivil standen herum, machten wichtige Gesichter und hielten nach Indizien Ausschau. Der Mieter des Nebenzimmers drohte, das Hotel zu verklagen. Der Manager versuchte, ihn zu beschwichtigen.

Quirks Erscheinung war korrekt wie immer. Sein Tweedmantel und die hellen Schweinslederhandschuhe waren makellos.

»Nicht schlecht!« sagte er. »Phil hatte eine Waffe, Sie nicht. Trotzdem haben Sie ihn erledigt! Nicht übel. Manchmal versetzten Sie selbst mich in Erstaunen, Spenser.«

»Wir haben ihn gemeinsam erledigt«, erwiderte ich, »Mrs. Hayden und meine Wenigkeit.«

»Das bleibt sich gleich!« meinte Quirk. »Was ist mit dem Mädchen?« fragte ich. »Terry Orchard? Ich habe bereits meine Anweisungen gegeben. Man ist gerade dabei, sie auf freien Fuß zu setzen. Bis wir hier fertig sind, wird sie bereits auf der Straße stehen.«

»Und Yates?« Quirk lächelte spöttisch. »Captain Yates hält in diesem Augenblick eine Pressekonferenz ab und erzählt den

Journalisten von einem neuen Triumph der Wahrheit und Gerechtigkeit.«

»Er versteht es, alle Register zu ziehen, was?« Einer der Polizisten in Zivil stieß ein spöttisches Lachen aus, das Quirks scharfer Blick im Keim erstickte. »Was ist mit, Joe Broz?«

Quirk zuckte die Achseln. »Wir haben einen Haftbefehl. Aber wie lange wir ihn einlochen können, wenn wir ihn haben, wissen Sie genausogut wie ich. In den vergangenen fünfzehn Jahren haben wir ihn achtmal verhaftet und mußten ihn siebenmal wieder laufen lassen. Vielleicht haben wir diesmal mehr Glück, vorausgesetzt, daß Hayden bei seiner Geschichte bleibt!«

Ich sah Hayden an, der gelassen in seinem Sessel saß. Er hatte seine tiefe melodische Stimme wiedergefunden und dozierte. Er erläuterte detailliert jeden Aspekt des Verbrechens, seinen Zusammenhang mit der Bewegung, wies auf die daraus zu ziehenden Folgerungen hin, arbeitete die Motivationen heraus und interpretierte seine verschiedenen Handlungen. Hayden genoß seine Rolle sichtlich. Belson machte ein Gesicht, als hätte er Kopfschmerzen.

»Er wird bei seiner Geschichte bleiben!« sagte ich. »Und mit Vergnügen dem Gericht eine Vorlesung halten. Sie können bloß versuchen, ihn zu bremsen.«

Das Telefon klingelte. Einer der Polizisten in Zivil nahm den Hörer und gab ihn gleich an Quirk weiter. »Für Sie, Lieutenant.«

Quirk meldete sich, hörte zu, sagte »Okay« und legte auf. »Terry Orchards Eltern sind nicht ausfindig zu machen, Spenser. Sie sollen kommen und sie abholen. Was macht Ihre Wunde?«

»Schmerzt nur noch beim Lachen.«

»Okay! Sie hören von mir, wegen der Leichenschau.«

Ich warf einen letzten Blick auf Hayden. Er redete noch immer, seine volle Stimme erfüllte das ganze Zimmer. Für diesen Burschen hatte sich eine energische, vernünftige Frau Kugeln einer 45er-Automatik in den Körper jagen lassen! Presseleute kamen herein, mit einem Fotografen, der von Hayden ein Bild schoß. Ich glaubte, Stolz und Triumph auf seinem Gesicht lesen zu können. Mein Gott! Vor dem Zimmer drängte sich eine Menge Leute. Zwei uniformierte Polizisten hielten sie in Schach. Als ich mich durchzwängte, fragte mich einer, was sich denn dort drinnen abgespielt hätte.

»Ein Streit zweier Liebenden mit der Welt«, antwortete ich und wußte selbst nicht, was ich damit meinte, und konnte mich auch nicht entsinnen, diesen Satz schon einmal irgendwo gelesen zu haben. Die Empfangshalle war vornehm und dezent wie immer. Ich trat hinaus in den Sonnenschein und mußte die Augen zusammenkneifen. Mein Auto stand noch vor der Bibliothek. Ich stieg ein und fuhr das kurze Stück bis zum Morddezernat. Dort parkte ich auf dem gelben Zebrastreifen in der Berkeley Street, der einzigen Stelle in dieser Gegend, wo Platz zum Parken ist.

Ich quälte mich mit dem Rücken voran aus dem Auto. Als ich mich aufrichtete, stand Terry Orchard bereits auf der Treppe vor dem Gebäude. Sie trug einen eleganten grauen Wildledermantel mit weißem Fellkragen und hatte die Hände tief in den Taschen vergraben. Über ihre linke Schulter baumelte eine Umhängetasche. Ihre schwarzen Stiefel mit den hohen Absätzen ließen sie wesentlich größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit war. Das offene Haar fiel ihr über den großen weißen Fellkragen.

Eine Minute lang standen wir da und sahen uns an. Dann kam sie die beiden letzten Stufen herunter. »Hallo!« sagte ich. »Hallo!«

Ich hielt ihr die Wagentür auf. Beim Einsteigen raffte sie den langen Mantel sittsam zusammen. Ich lief um das Auto herum und setzte mich hinters Steuer. »Haben Sie eine Zigarette?« fragte sie.

»Nein. Aber ich kann anhalten und welche holen. Gleich da vorn ist ein Laden.«

»Bitte! Ich möchte auch etwas Make-up kaufen.«

Ich parkte in der Einfahrt zwischen der Parkgarage und dem Drugstore, Ecke Berkeley und Boylston Street. Als wir ausstiegen, sagte sie: »Ich habe kein Geld. Können Sie mir was borgen?«

Ich nickte. Wir betraten den Laden. Auf den Regalen an den Wänden standen Flaschen jeder Art, auf drei Tischen waren Wärmflaschen, Schnuller, Taschentücher, Kandiszucker und Weihnachtskerzen gestapelt. Terry kaufte eine Schachtel Zigaretten, öffnete sie, nahm eine heraus, zündete sie sich an und inhalierte tief. Langsam ließ sie den Rauch durch die Nase entweichen. Ich bezahlte. Dann gingen wir zur Kosmetikabteilung. Sie kaufte Eyeliner, Lidschatten, eine Makeup-Grundierung, Rouge, Lippenstift und Puder. »Lust auf Eis?« fragte ich.

Sie nickte, und ich kaufte uns zwei Eiswaffeln. Vanille für mich, Erdnuß für sie. Doppelte Portionen. Wir schlenderten zum Auto zurück und stiegen ein.

»Können wir ein Weilchen herumfahren, einfach so?« fragte sie.

»Natürlich!«

Wir fuhren die Berkeley Street weiter und bogen in den Storrow Drive ab. Beim Leverett Circle überquerten wir den Damm und fuhren am Fluß entlang über den Memorial Drive zurück. Als wir nach Magazine Beach kamen, parkte ich. Terry benutzte den Rückspiegel, um sich zu schminken. Ich blickte auf den grauen Fluß und die Bahnanlagen. Hinter ihnen, halb

versteckt von der Massachusetts-Schnellstraße, lag der Bostoner Universitätssportplatz mit den hohen Tribünen. Mir fiel ein, wie meinen Vater und mich immer die Aufregung gepackt hatte, wenn wir am Kartenkontrolleur vorbei waren und aus dem Dunkel unter den Tribünen in das helle Grün des Baseballspielfeldes kamen... Terry hatte ihr Make-up beendet und verstaute die Utensilien in ihrer Umhängetasche. »Spenser?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Danke klingt so banal.«

»Sagen Sie überhaupt nichts. Wir wissen beide Bescheid. Lassen wir's dabei.«

Sie beugte sich vor und küßte mich auf den Mund. Ihr frisch aufgetragenes Make-up roch süßlich. Nach dem Kuß war ihr Lippenstift völlig verschmiert. »Machen wir uns auf den Heimweg«, sagte ich. Wir fuhren über die Soldier's Field Road nach Newton. Sie lehnte ihren Kopf zurück und zündete sich eine neue Zigarette an. Vor ihrem Haus stand ein brauner Lincoln Continental mit schwarzem Dach.

»Mein Vater!« sagte sie. »Die Polizei muß ihn gefunden haben.« Als ich vorfuhr, ging die Haustür auf, und Terrys Eltern erschienen auf der Schwelle. »Verdammt!« sagte sie. »Ich lasse Sie jetzt aussteigen und verschwinde! Das ist eine Familienangelegenheit.«

»Wann sehe ich Sie wieder, Spenser?«

»Ich weiß es nicht. Wir wohnen nicht im gleichen Viertel. Aber ich bleibe ja in Boston. Vielleicht komme ich mal vorbei und hole Sie zum Essen ab.«

»Oder kaufen mir ein Eis«, fügte sie hinzu. »Ja, auch.«

Sie starrte mich an, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Vielen Dank!« sagte sie und stieg aus. Ich fuhr in die Stadt zurück und ließ mir meine Wunde wieder zusammenflicken.

Es war bereits dunkel, als ich meine Wohnung betrat. Ich ließ mich auf die Couch sinken und setzte eine Flasche Bourbon an die Lippen, ohne Licht zu machen. Die Ärztin im Krankenhaus hatte mir zwei Pillen gegeben. Zusammen mit dem Bourbon schienen sie die Schmerzen in den Griff zu kriegen.

Ich sah auf die Leuchtzeiger meiner Uhr. Es war kurz vor sieben. Mir war, als hätte man mich gewaschen, ausgewrungen und zum Trocknen aufgehängt. Plötzlich graute mir davor, die Nacht allein verbringen zu müssen. Spätestens um drei würde ich wie ein Verrückter zu schreien anfangen. Ich schaltete das Licht an und nahm meine Uhr ab. Im Lederarmband stand noch immer: Brenda Loring, 437-36 76. Ich wählte die Nummer. Sie meldete sich.

Ich sagte: »Hallo, mein Name ist Spenser. Erinnern Sie sich noch an mich?«

Sie lachte, ein herrliches Lachen, ein großartiges Lachen. »Mit den breiten Schultern und den hübschen Augen? Ja, ich erinnere mich.« Und sie lachte wieder. Ein Lachen, das voller Versprechen war, wenn man es genau bedachte.

Die beiden Seelen in Spensers Brust

Über den Bostoner Krimiautor Robert B. Parker

Vom offiziellen Verlagsfoto schaut ein großes, muskulöses Trumm von einem Mann: behaarte, über der Brust gekreuzte Arme, kräftiger Hals, ein Schnauzbart wie ein Accent circonflexe im ovalen Gesicht mit kurzgeschnittenen Haaren. In seinem bedruckten T-Shirt sieht Robert B. Parker aus wie ein Freistilringer oder ein Möbelpacker. Doch in der ganzen Haltung und im Ausdruck der Augen liegt nicht nur etwas sehr Gelassenes, sondern auch etwas Amüsiertes, ganz so, als wolle der Mann auf dem Foto den Betrachter fragen, wie sich denn dieses Bild eines eher unsensiblen Grobians auf den Eindruck reime, den der Leser seiner Bücher von ihm habe.

Tatsächlich verdient sich der Krimiautor Robert B. Parker, der am 17. September 1932 in Springfield, Massachusetts, geboren und heute, nicht eben weit von seinem Geburtsort, in einem kleinen Städtchen am Nordrand von Boston zu Hause ist, die Brötchen hauptberuflich nicht mit Hand-, sonder mit Kopfarbeit. Parker ist ordentlicher Professor für englische und amerikanische Literatur an der Universität von Boston und hat auch, bevor er 1977 seinen Lehrstuhl erhielt, immer nur in vergleichsweise intellektuellen Berufen gearbeitet: als Werbemann, Zeitschriftenherausgeber und Privatdozent.

Es mag da die berühmten beiden Seelen, ach, auch in unseres Autors Brust geben, ein bißchen von Dr. Jekyll und ein bißchen von Mr. Hyde, das Feinsinnige und das Mörderische – natürlich sublimiert; weshalb sonst schreibt einer wohl

Kriminalromane. Ganz gewiß aber trifft der Verdacht auf zwei Seelen Parkers literarische Zentralfigur, den vornamenlosen Privatdetektiv Spenser, der seine Existenz natürlich nicht zuletzt der literarischen Bildung seines Erfinders verdankt.

Entstanden nämlich ist Spenser ohne Zweifel in bewußter Anlehnung an zwei große Vorbilder: Raymond Chandlers Philip Marlowe und Ross Macdonalds Lew Archer, Privatdetektive im sonnigen Kalifornien. Spenser lebt nicht in Kalifornien, sondern dort, wo auch sein Autor zu Hause ist: im feinen neuenglischen Boston. Doch zuweilen hat man den Eindruck, als spiele dieses Boston Kalifornien. Gleich zwei der frühen Spenser-Romane beginnen mit dem Ausmalen eines sonnigen Sommertags. »Kevins Weg ins andere Leben« (Ullstein 1760), das erste bei uns bekanntgewordene Buch Parkers, beginnt mit einem Satz, mit dem auch jede Macdonald-Geschichte anfangen könnte: »Wenn ich mich in meinem Stuhl zurücklehnte und den Hals reckte, konnte ich durch das Fenster den Himmel sehen, einen tiefblauen, wolkenlosen Septemberhimmel«. Der Beginn von Parkers nächstem Roman »Endspiel gegen den Tod« (Ullstein 1765) variiert eine bekannte Liedzeile Ira Gershwins und zieht sie ironisch in die Trivialität: »Sommer – und das Leben war leicht für die ›Red Sox‹, denn sie hatten Marty Rabb, den besten Pitcher in der ganzen Liga, der obersten Baseball-Liga, versteht sich, in der die ›Boston Red Sox‹ für gewöhnlich eine gute, aber selten eine überragende Rolle spielen.«

Wesentlich schneller als bei Macdonald, dessen Lew Archer an die 25 Jahre brauchte, bis er den Glauben an die Unzerstörbarkeit der Natur endgültig verlor, doch prinzipiell nach demselben Schema, kommt für Spenser die Ernüchterung. Keine schönen Sommer mehr zu Eröffnung, sondern graue Alltage, voll von Sozialkritik. »Aus der City war ich regelrecht raussaniert worden«, setzt Parkers vierte

Spenser-Geschichte, »Leichte Beute für Profis« (Ullstein 1848), ein. Parkers Buch »Finale im Herbst« (Ullstein 10 142) macht es noch lakonischer: »Die Stadterneuerer hatten wieder zugeschlagen«; im siebten Roman bezieht Spenser, notgedrungen, sein drittes Büro; gegen Stadtplanung und Immobilienspekulation ist kein Kraut gewachsen.

So bewußt Parker seinen Helden den kalifornischen Vorbildern (und seine Romananfänge denen Macdonalds) in vieler Hinsicht ähnlich macht, so sehr stattet er Spenser mit einer eigenen Physiognomie und einem speziellen Charakter aus. Der Detektiv Spenser ist nicht einfach nur ein Abklatsch von Marlowe oder Archer, eine Generation jünger und aus dem sonnigen, traditionslosen Kalifornien ins tristere, traditionsreichere Neuengland verpflanzt. Er hat sehr eigene Vorstellungen, Verhaltensweisen und Operationsmethoden, die auch – aber nicht nur – mit der anderen Umgebung und der zeitlichen Entwicklung zu tun haben.

Daß Philip Marlowe sich an den Herd stellte und nach allen Regeln der Nouvelle Cuisine ein komplettes Dinner kochte: es ist so gut wie unvorstellbar. Lew Archer bekommt gerade nur in den letzten Abenteuern ein halbwegs zufriedenstellendes Liebesleben zugestanden; über Jahrzehnte hinweg ist er der »einsame Wolf«, der die Frauen zwar beschützt und von ferne anbetet, im Wesentlichen aber doch seine Kräfte spart für den harten Kampf gegen die Gangster und für die Gerechtigkeit.

Spenser ist da ganz anders. Er ist ein Feinschmecker und ein guter Koch; anstelle der harten Sachen, welche die kalifornischen Detektive zu sich nehmen, liebt er einen guten Wein und, gegen den Durst, ein anständiges Bier. Zwar lebt er allein, doch hat er seit seinem zweiten Abenteuer eine feste Freundin, mit der ihn ein Verhältnis verbindet, das besser ist als viele Ehen. Susan Silverman ist Schulpsychologin und das, was man als eine emanzipierte Frau bezeichnet. In einer Ehe

mit Spenser kann man sie sich schlecht vorstellen, und von jener Art Assistentin, wie sie etwa Erle Stanley Gardners Anwalt-Detektiv Perry Mason in der perfekten Della Street besitzt, unterscheidet sie sich gewaltig: nicht zuletzt dadurch, daß sie eine lebendige Frau ist und kein Sexsymbol auf zwei Beinen. Doch auf ihre Art ist Susan in die meisten von Spensers Fällen involviert, und bei manchen hilft sie Spenser durch ihre Art, über ein Geschehen nachzudenken, auf die Sprünge.

Allerdings unterscheiden sich Spensers Fälle stark von den kalifornischen Verwirrspielen, wie sie Chandler und vor allem Macdonald lieben. Sie fangen zwar häufig genauso harmlos an: ein Kind ist von zu Hause weggelaufen («Einen Dollar für die Unschuld«, (Ullstein 10 208); ein Baseball-Spieler gerät in den Verdacht, gelegentlich einmal den Ausgang eines Spieles zu manipulieren («Endspiel gegen den Tod«) – beides anscheinend nicht eben Situationen, aus denen Mord und Totschlag erwachsen könnten. Doch nur selten haben Spensers Fälle so viele Häute wie die von Marlowe oder Archer. Sie entwickeln sich relativ gradlinig auf eine durchweg blutige Auseinandersetzung hin, weisen danach aber, wenn die Auseinandersetzung mit den Gangstern längst gewonnen ist, häufig einen Haken auf, der sie zu schwierigen menschlichen, nicht kriminalistischen Problemen macht.

Natürlich beginnt Spenser seine Arbeit nicht anders als Archer auch: er stellt Fragen. Doch während Archers Fragen weitere Fragen nach sich ziehen und diese wiederum neue, gerät Spenser relativ rasch an und in den kriminellen Kern eines Falls; Verbrechen ist offensichtlich simpler geworden, einfallloser und leichter aufzudecken. Es ist aber vor allem auch brutaler. Während in Chandlers und Macdonalds Fällen die Mörder ihre Spuren verwischen, indem sie Dritte vom Leben zum Tode befördern, und der Detektiv allenfalls einmal

durch einen Schlag mit dem Sandsack auf den Hinterkopf vorübergehend außer Gefecht gesetzt wird (Ausnahmen, die vorkommen, bestätigen vorwiegend die Regel), gehen in Parkers Romanen die Verbrecher, kaum daß Spenser bei ihnen ein bißchen auf den Busch geklopft hat, augenblicklich auf den Detektiv los, der seine freche Nase in ihre Angelegenheiten steckt. Zimmerlich geht es dabei nicht ab. Im feinen Boston scheinen die Verbrecher wesentlich rüder und mordgieriger zu sein als an Kaliforniens Küsten. Spenser – und das ist die eine Seite seines Wesens – nimmt jeder Herausforderung zur gewalttätigen Auseinandersetzung an. Er vermeidet nicht nur keinen Streit; er treibt jeden auf seine tödliche Spitze. In ihm steckt etwas von jenen amerikanischen Pionierfiguren, die sich im weiten Westen, fernab von Gesetz und staatlicher Ordnung, ihr Recht selber suchten, notfalls auch über einen Berg von Leichen hinweg. Spensers Jagdgründe befinden sich zwar mitten in der zivilisierten Welt. Aber in der Bostoner Unterwelt gelten Gesetz und Recht nur für den, der ihnen mit (Waffen-)Gewalt Geltung verschafft. Daraus hat Spenser für sich und seinen schwarzen Freund Hawk, der im Ernstfall ein ganzes Überfallkommando ersetzt, radikale Konsequenzen gezogen: notfalls bahnen sie sich ihre Schneisen durch den Dschungel mit der Waffe, und wegen eines toten Gangsters haben sie kein schlechtes Gewissen.

Es ist ein verändertes Verbrechen, das veränderte Operationsmethoden der Aufklärer erfordert. Im klassischen englischen Kriminalroman ist das Verbrechen gewissermaßen privates Eigentum: ein einzelner Mörder katapultiert sich, aus Habgier oder Eifersucht, aus der sozialen Gemeinschaft der Guten. Noch bei Chandler und Macdonald werden die Fälle vom organisierten Verbrechen allenfalls tangiert. Bei Parker dagegen ist die Kommerzialisierung des Verbrechens weit fortgeschritten. Noch im privatesten Akt, dem Ausreißen eines

Kindes von zu Hause, hängt sogleich die Unterwelt. Was immer geschieht an krimineller Tätigkeit oder sozialer Verfehlung, wird sogleich zum Geldverdienen in großem Stil benutzt. Der Baseballstar hat eine Ehefrau, die früher einmal als Prostituierte gearbeitet hat, ein Mädchen hält es nicht mehr aus im Elternhaus, ein Junge wird zum Zankapfel seiner scheidungssüchtigen Eltern: jeder Fall mündet sogleich in die organisierte Kriminalität, selbst wenn im Umkreis des Falles das Geld nicht gebündelt herumliegt und Gewinn nur dadurch gemacht werden kann, daß ein Mädchen ihn in kleinen Scheinen auf dem Straßenstrich einsammelt.

Kein Zweifel: das Verbrechen ist nicht nur brutaler geworden, sondern auch schmieriger. Was Spenser in seiner blumigen Sprache dem Hauptganoven am Ende von »Kevins Weg ins andere Leben« vorwirft, bestimmt auch die meisten anderen Fälle: »Prostitution, Rauschgifthandel. Sexshows und vielleicht auch Unzucht mit einer Ziege«. Und immer ist die gute Gesellschaft, das politische Establishment, mindestens als stiller Teilhaber mit im Geschäft; das macht die Aufklärung von Verbrechen auch nicht eben leichter.

Das entscheidend Neue gegenüber den klassischen Fällen von Chandler und Macdonald liegt allerdings darin, daß die Probleme häufig bleiben, wenn die Kriminalfälle schon gelöst sind. Es ist gewiß ein hartes Stück Arbeit, eine Sechzehnjährige aus den Klauen ihrer Zuhälter zu befreien, die mit ihr ein gutes Geschäft machen. Aber was tut ein Detektiv, wenn der Kampf gewonnen ist und das vermeintliche Opfer der Unterwelt partout nicht zurückmöchte ins traute Elternhaus, einmal weil Daddy ein Brechmittel ist, zum anderen aber auch, weil die Beschäftigung in der Horizontalen das einzige ist, was ihr wirklich Spaß macht. In »Einen Dollar für die Unschuld« lösen Spenser und Susan das Problem ihrer

minderjährigen Nymphomanin auf durchaus problematische Weise.

Spenser hat dabei kein gutes Gefühl und ein ausgesprochen schlechtes Gewissen; das Buch endet mit der ausführlichen Darstellung seiner Skrupel. Manchmal hat er ein wenig mehr Glück. Beim »Finale im Herbst« darf er sich am Ende selbst ein wenig auf die Schulter schlagen. Auch hier muß er sich nach der Lösung des Kriminalfalls noch privat seines Schützlings annehmen. Aber der Fall des Jungen Paul, dem das schlechte Vorbild seiner Eltern und der Anblick der miesen Erwachsenenwelt schlechthin jede Freude am Leben vergällt hatte, ist einfacher und positiver zu lösen als der des trägen Mädchens, dessen Interesse übers Bett nicht hinausreicht. Eine Art von Überlebenskurs in den Wäldern von Maine, mit Spenser als Trainingsleiter und Übervater, stellt die Weichen für Pauls Rückkehr ins Leben; der Detektiv wird zum selbsternannten Sozialarbeiter im Dienst einer besseren Gesellschaft.

Bei solchen Gelegenheiten beweist der Grobian Spenser eine erstaunliche Fürsorge und Sensibilität: die andere Seite seines schwierigen, zwiespältigen Charakters. Der Mann, welcher der Unterwelt keinen Schlag und keinen Schuß schuldig bleibt, zeigt sich als Pädagoge von großer Einfühlung, wenn auch mit etwas altväterlich autoritärem Habitus. Er versteht es, seine Schützlinge mitzureißen und zu motivieren, nicht zuletzt deshalb, weil sie spüren, daß hier jemand ganz für sie da ist: mit dem Herzen und mit seiner Zeit, nicht nur mit Geld und wohlfeilen Parolen. Diese Hingabe nicht nur an eine Aufgabe, sondern auch und vor allem an die ihm nahestehenden Menschen, macht denn auch den eigentlichen Charme von Parker & Spenser aus, so bedenklich einen kritischen Leser ihre gelegentlichen Rachefeldzüge gegen die Unterwelt auch ankommen können. Jochen Schmidt